



Dr. Walter Roth,

Rübezahl rechtlos

Ein Dokument der Zeitgeschichte

SYM VERLAG

THE
LIBRARY

187

187

187

187

187

Dr. Walter Roth

Rübezahl rechtlos

Ein Dokument der Zeitgeschichte

SYM Verlag

Meinem Sohn Dietrich gewidmet

Dieses Buch erschien erstmalig 1949 im Hans Schlichting Verlag, Hamburg,
unter dem Titel „Rübezahl heimatlos“

Copyright by Schlesische Bergwacht, Hannover

Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im SYM Verlag, Michael Kurth, Winter 2000

93339 Riedenburg, Am Anger 7

Telefon 09442-3678

Lektorat und Gestaltung: SYM Publikations-Service

Herstellung: Bertelsmann Media on Demand

ISBN 3-929260-23-9

Vorwort

Der Umstand, daß der Verfasser mir als seinem Sohn dieses Buch gewidmet hat, hat für mich eine ganz besondere Bedeutung. Ich fasse das Buch mit dieser Widmung auf als Vermächtnis. Ich sehe es nicht nur als persönliches Geschenk an, sondern auch als Auftrag: Auch zu einer Zeit noch, wo die in ihm beschriebenen Ereignisse schon lange zurückliegen, soll es Leser finden. Jedem Interessierten soll es zugänglich sein, ob er nun zu denen gehört, für die die Städte und Dörfer des Hirschberger Tales, das Riesengebirge und überhaupt die schlesische Landschaft Heimat bedeuten, oder ob er über Schlesien und über sein Schicksal und das seiner Bewohner nach dem Ende des 2. Weltkrieges nichts oder so gut wie nichts weiß. Sie alle sollen durch das Buch Gelegenheit bekommen, sich ein Bild zu machen von dem, was damals geschehen ist, welche unvorstellbaren Leiden die Menschen in diesen Gebieten wochen- und monatelang tagaus, tag ein ertragen mußten, so daß man sich fragt: Wie haben sie das bloß ausgehalten?

Dafür, daß hier die Ereignisse so geschildert werden, wie sie sich abgespielt haben, bürgt der Verfasser dadurch, daß er das Buch alsbald nach seiner Ausweisung und der Ankunft im Westen niedergeschrieben hat, als ihm die Dinge noch ungetrübt vor Augen standen.

Es gibt eine ganze Reihe von Büchern und Schriften, in denen die jeweiligen Autoren beschreiben, wie es ihnen in

der Zeit zwischen Kriegsende und Vertreibung in der Heimat ergangen ist. Wenn es nicht so viele Berichte wären und wenn sie in ihrer Grundaussage sämtlich übereinstimmten, dann könnte man auf den Gedanken kommen, daß die beschriebenen Vorkommnisse nur Einzelfälle waren. In Wirklichkeit aber waren die deutschen Bewohner überall in dem unter polnischer Verwaltung gestellten Gebiet den gleichen Übergriffen ausgesetzt. Das wird ganz deutlich durch dieses Buch, das nicht über Einzelfälle, sondern über die Gesamtsituation in der Stadt Hirschberg berichtet. Damit und mit der Beschreibung der vom Verfasser aufgebauten Organisation und ihrer Wirkungsweise stellt es ein Dokument der Zeitgeschichte dar, das von bleibender Bedeutung sein wird.

Der im Buch beschriebene Zustand, daß die Mitglieder der Organisation weder Ausweispapiere noch Schutzscheine bekamen, hat sieben Wochen lang andauert, für die Betroffenen eine lange Zeit, insbesondere weil niemand wußte, ob und wann sich hieran etwas ändern würde. Dann aber gab es doch Bescheinigungen, die der russische Militärkommandant ausstellte, und zwar dreisprachig: russisch, polnisch und deutsch. Parallel dazu durfte der Älteste der Obleute – ebenfalls dreisprachige – Dienstausweise erteilen. Nach dem Übergang der Verwaltung in polnische Hände traten an ihre Stelle neue Bescheinigungen, die vom polnischen Kriegskommandanten ausgestellt und nur in polnischer Sprache abgefaßt waren. Zur Illustration sind zwei solcher Ausweise in diesem Buch abgedruckt (Seite 25 und Seite 46).

Bemerkenswert ist die in den polnischen Bescheinigungen enthaltene Aussage, daß der Inhaber nicht zu Zwangsarbeiten herangezogen werden darf und bis auf Wider-

ruf von einer Umsiedlung befreit ist. Die Tatsache, daß die polnische Dienststelle es für nötig hielt, ausdrücklich solche Ausnahmen in die Papiere aufzunehmen, zeigt und bestätigt, daß Zwangsarbeiten und Wohnungsvertreibungen damals gegenüber Deutschen gang und gäbe waren, ein Umstand, der gerade im Hinblick auf die zur Zeit geführte öffentliche Diskussion von besonderem Interesse ist.

Der Verfasser des Buches ist davon ausgegangen, daß mit seiner Ausweisung aus Hirschberg die von ihm gegründete Organisation aufgehört habe zu bestehen. Dem war aber nicht so. Denn wie er selbst berichtet, lebten nach der Ausweisungswelle vom Juni 1946 noch etwa 4500 Deutsche in Hirschberg. Somit bestand ein Bedürfnis für die Aufrechterhaltung der Organisation. Einer der bisherigen Bezirksobleute übernahm die Stellung des Ältesten der Obleute, ein anderer rückte nach. Bis mindestens 1950 hat die Organisation noch bestanden und im Sinne eines erträglichen Zusammenlebens zwischen der restlichen deutschen Bevölkerung und der polnischen Stadtverwaltung sowie den neuen polnischen Bewohnern gewirkt. Zuletzt allerdings, als nur noch wenige hundert Deutsche in Hirschberg lebten, bestand sie in einem erheblich verkleinerten Umfang. Dies sei den Lesern dieses Buches der Vollständigkeit halber hier mitgeteilt.

Seit der Niederschrift dieses Buches im Jahre 1946 bzw. seit dem Erscheinen im Jahre 1949 haben sich die politischen Verhältnisse in Europa erheblich verändert. Während die Deutschen damals als Besiegte das geächtete Volk waren, das widerspruchslos alles zu schlucken hatte, was die neuen Herren anordneten, sind sie heute zusammen

mit dem polnischen Volk Verbündete in der NATO, und das Streben beider Völker ist auf Versöhnung und gute Nachbarschaft gerichtet. Wenn dennoch ein Buch, in welchem die von Polen damals begangenen Grausamkeiten schonungslos zur Sprache kommen und in welchem wohlwollende bzw. deutschfreundliche Polen zwar erwähnt werden, aber doch als Ausnahmefälle gekennzeichnet sind, heute neu aufgelegt wird, so geschieht dies selbstverständlich *nicht* mit dem Ziel, erneut Haß und Zwietracht unter den Völker zu säen.

Dieses Werk wird der Öffentlichkeit deshalb erneut zugänglich gemacht, weil es aus einer Zeit stammt und sie beschreibt, in der die Belange zweier Völker lebensbedrohlich aufeinander prallten. Es gilt, bei den Menschen beider Völker die Erinnerung an diese Zeit wachzuhalten. Denn nur, wenn die Nachfahren der Opfer wie der Täter die geschichtliche Wahrheit kennen, können sie einen offenen und ehrlichen Dialog miteinander führen, und nur dann gibt es eine verlässliche Grundlage für eine dauerhafte Versöhnung.

Dietrich Roth
Lüneburg, am 7. Oktober 2000

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt, was tut denn er?

Faust

Muß ich erst erklären, wer Rübezahl ist? Wer hat nicht in Deutschland schon gehört von dem mächtigen Berggeist, dem Herrn des Riesengebirges? Seit mehr denn 700 Jahren hütet er sein Reich, schützt er seine Berge und Wälder, hegt er Tiere und Pflanzen, die nur auf seinen Höhen, in seinen Lüften und Gruben noch zu finden sind. Die Menschen liebt er nicht besonders. Sie stören so oft seine herrliche Welt. Sie rauben ihm das "Habmichlieb", sie sammeln den langstieligen Enzian, sie zertreten seinen "Teufelsbart". Die wilden Schafe schützt der ungangbare Hochwald. Aber wie oft wird anderes Getier durch Menschen gedankenlos oder gar mutwillig verärgert. Da kann er sehr böse werden, der Hüter der Höhe. Wütend erregt er den Sturm. Riesenhafte Wolken jagt er über den Kamm, Blitze fahren zu Tal. Der Donner rollt im tausendfachen Echo von den Felsen, Gestein fährt in die Tiefen und der kleine Mensch fühlt die Macht eines unsichtbaren Wesens. Aber er läßt sich auch sehen, der Rübezahl. Riesenhaft steht er plötzlich über den Höhen. Deutlich erkennt man den großen Hut, den langen Bart und die drohend geschwungene Keule. Im Sturz flattert der Mantel und ein Riesenarm weist den Frevler gebieterisch aus dem Revier. Fragt unsere Dichter und Maler! Sie alle haben ihn oft beobachtet. Sie haben ihn uns beschrieben und gezeichnet und jedes Kind des Riesengebirges weiß etwas von ihm zu erzählen. Aber gerade die Kinder

wissen auch, daß Rübezahl nur ungeruht tobt. Kindern hat er noch nie etwas zu Leide getan. Wie alle guten Geister liebt Rübezahl die Guten. Wer seine Welt liebt, wer in seinen Bergen Erholung sucht, wer als Holzfäller seiner Arbeit nachgeht, wer heilsame Kräuter zum Wohle der Kranken sammelt, den schützt der Fürst der Berge. Er lenkt die Lawine, gibt der stürzenden Fichte die Richtung und hält den schäumenden Gebirgsbach in seinen Schranken. Wer aber wüßte nicht auch, daß unser Rübezahl ein Schalk sein kann? Er narret die Menschen gar zu gern. Wie viele hat er nicht schon in Angst und Schrecken versetzt, ohne es böse zu meinen. Ängstliche Gemüter liebt er nicht. Er treibt seinen Schabernack mit ihnen. Vielleicht prüft er so auf seine Weise, wer gut und böse ist. Aber nie läßt er den Guten ohne reichliche Entschädigung von dannen ziehen. Wie oft zeigt er sich in menschlicher Gestalt! Gern kommt er in die Dörfer und spricht mit seinen Gebirglern. Seit Jahrhunderten kennt er ihre Nöte, ihre Sorgen und ihre Sprache. Auf beiden Seiten des Riesengebirges wohnten ja doch Menschen seiner Art. Sein Wesen war ihrem Geiste verwandt. Ihr Geist hat sein Wesen erschaffen. Nur so ist es zu erklären, daß nie ein Fremder ihn gesehen oder gar gesprochen hat. Denn fremde Laute sind ihm nicht gegeben und fremde Zungen wissen nichts von ihm.

Und jetzt ist Rübezahl heimatlos! Er ist nicht evakuiert, ausgesiedelt oder deportiert! Wer wollte ihn auch zwingen? Nur unruhig und flüchtig ist unser Rübezahl. Freiwillig zog er hinweg, als er die Menschen nicht mehr fand, die er liebte, die er verstand, die von ihm erzählten in der Sprache Gerhart Hauptmanns und die von ihm lasen in der Sprache Goethes. Habt Ihr schon darüber nachgedacht,

was das für Rübezahl bedeutet? Wißt Ihr auch, daß es ihm schlechter geht als allen anderen Flüchtlingen? Sie alle haben irgendwie irgendwo ein Obdach gefunden. Sie werden sesshaft werden, wo sie es noch nicht sind. Und, Hand aufs Herz, sie müssen, wenn sie ein Gedächtnis haben, eingestehen, daß es unerträglich geworden war zu Hause und man Hoffnung haben kann, daß es jetzt wieder erträglich wird. Aber Rübezahl? Wo findet er in deutschen Landen die Berge, die älter sind als die Alpen? Wo blüht so schön das "Habmichlieb"? Wo wächst in dichten Büschen der blaue Enzian? Wo liegt die Riesenkoppe, von der aus er sein Reich, sein einzigartig Reich, mit einem Blick erfassen konnte? Wo sind die Bauden, Dörfer, Städte, die sich zu ihm bekannten? Ja, selbst zwei Städte waren ihm untertänig. Die eine von ihnen liegt eng geschmiegt an seinen Bergen. Die andere aber war die Hauptstadt seines Reiches. HIRSCHBERG ist allen wohl bekannt, Hirschberg, die Stadt des Riesengebirges.

Und nun ist Hirschberg freigemacht, evakuiert und mit ihm das ganze Gebirge. Wir alle, die Untertanen des großen Berggeistes, haben unser herrliches Land verlassen müssen und dürfen nur noch von ihm träumen. Rübezahl ist den letzten von uns gefolgt. Was soll er auch so ganz allein in fremder Welt? Aber er ist ein Geist, er kann nicht sterben, er irrt umher, er sehnt sich zurück, er trauert um seine Berge. Er kann sein Hirschberg nicht vergessen. Er kann vor allen Dingen nicht begreifen, wie es dazu kam und warum es gar nicht anders ging.

Es wird nicht lange dauern, dann können auch wir uns keine rechte Vorstellung mehr von dem machen, was wir in der Zeit seit Beendigung des Krieges bis zur Vertrei-

bung erlebt haben. Um das nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und um denen, die sich durch uns jetzt beengt fühlen, vor Augen zu führen, wie es wirklich war, habe ich das Folgende niedergeschrieben. Dazu fühle ich mich aus mehr als einem Grunde besonders berufen. War ich doch nicht nur 20 Jahre lang Hirschberger Bürger, sondern gerade seit Kriegsschluß durch ein sonderbares Geschick dazu ausersehen, als Betreuer der deutschen Bevölkerung das Schicksal der Hauptstadt des deutschen Riesengebirges unter polnischer Herrschaft zu teilen und in geringem Maße auch zu beeinflussen. Dabei läßt sich allerdings kaum vermeiden, daß ich häufig von mir selbst sprechen muß. Das wird in Kauf nehmen müssen, wer sich vor Augen hält, daß hier Erlebnisse beschrieben werden sollen, die den Tatsachen entsprechen und die deshalb eine Gewähr dafür bieten müssen, daß nicht etwa Frau Fama bei diesen Zeilen Patin gestanden hat.

Mit Recht hat man Schlesien den Luftschutzkeller Deutschlands getauft. Insbesondere das Riesengebirge hat nie einen Luftangriff erlebt. Als die Front dann 20 km Luftlinie von Hirschberg entfernt sich an den Nordhängen des Boberkatzbachgebirges entlangzog, hörten wir wohl den Geschützdonner von Goldberg, Löwenberg, ja von Lauban her, aber nie wurden wir unmittelbar davon betroffen. Und das war gut, denn Rübezahls Reich war voll gepropft mit Menschen, mit Flüchtlingen, mit Behörden, mit Vorräten aller Art, mit Gefangenen und mit Soldaten aller Zungen. Drei Luftangriffe hat Hirschberg erlebt. Ein russisches Flugzeug warf an drei verschiedenen Tagen, nicht etwa nachts, je 4 kleine Bomben, die kaum Materialschaden anrichteten. Später haben die Russen behauptet, das sei absichtlich Schonung der Stadt gewesen. Diese "Schonung" hatte aber auch ihre Schattenseiten. Uns rückten nämlich die Zentralbehörden auf den Hals und damit auch die Gerichte. Von Zivilgerichtsbarkeit war schon lange nichts mehr zu merken. Dafür mehrten sich die Strafsachen. Es gab ein Amtsgericht, eine Strafkammer, ein Sondergericht, ein ziviles Standgericht, ein militärisches Standgericht, ein SS-Polizeigericht, ein Kriegsgericht, ein Parteigericht und ein Volkssturmgericht. Sie alle hielten täglich bis in die Abendstunden hinein Strafsitzungen ab und fällten täglich Dutzende von Urteilen mit den härtesten Erkenntnissen. Die Spezialgerichte, ins-

besondere das Standgericht unterschieden nur zwischen Todesstrafe und Freispruch. Die "Verbrechen", um die es sich handelte, lagen meist auf dem Gebiet der Politik, denn das Volk war allmählich doch etwas unvorsichtiger geworden und daher füllten sich die Gefängnisse. Mein Beruf ist es, in solchen Fällen, soweit es geht, zu helfen, zu mildern, zu trösten und zu verstehen. Als Strafverteidiger habe ich täglich mehrere Stunden im Gefängnis zugebracht. Noch im Mai 1945 mußte ich Todesurteile mit anhören, und es war besonders schrecklich, daß diese Urteile sofort vollstreckt wurden. Das lag daran, daß das Begnadigungsrecht vom Reichskommissar in Hirschberg selbst ausgeübt wurde und Gnadengesuche daher sofort telefonisch abgelehnt wurden. Alte verheiratete Volksturmlaute wurden ohne Waffen an die Front geschickt, Frauen und Kinder wurden gezwungen, die Stadt zu verlassen. Wer nicht ging, bekam keine Lebensmittelkarten mehr. Insbesondere geschah das den Flüchtlingen aus dem Westen und Osten, von denen die Stadt überflutet wurde. Von über 45000 Menschen blieben noch etwa 30000. Dann aber kamen die Tage, wo auch den Behörden der Boden zu heiß wurde. Den Anfang machte der Kreisleiter, der seine Frau, trotz seines eigenen Verbotes, wonach niemand eigenmächtig und auf keinen Fall mit Möbeln die Stadt verlassen durfte, mit einem Möbelwagen voll Gepäck auf Reisen schickte. Bald folgten die anderen und am 7. Mai 1945 war die Stadt ohne Behörden, ohne Partei, und ohne Leitung. In der Nacht zum 8. Mai zerriß die Explosion eines Minenlagers in der Nähe des Bahnhofes ein paar Soldaten, ein Haus und die Oberleitung der Straßenbahn. Wo es ging, warf sich am 8. Mai vormittags die Wehrmacht in Zivil oder fuhr, auf LKWs, PKWs und sonsti-

gen Fahrzeugen, bepackt mit Kisten, Koffern und den letzten Flüchtlingen in Richtung Schreiberhau nach Böhmen. Als auch der letzte Kampfgruppenkommandeur die Stadt verließ, glaubten wir an kampflose Übergabe an die Russen. Da tönte plötzlich die Stimme eines Lautsprecherwagens in den Straßen und berief ein paar beherzte Männer zu einer Besprechung in das Rathaus. Die Führung der Geschäfte hatte nämlich ein Viererrat, der aus zwei Sozialdemokraten und zwei Kommunisten bestand, übernommen, die ehemals in der Stadtverwaltung gearbeitet hatten. Die Besprechung befaßte sich mit den dringendsten Fragen, die der unmittelbar bevorstehende Einmarsch der Russen zur schleunigen Lösung trieb. Die Sozialdemokraten sprachen sich dafür aus, daß wenigstens ein Teil der ungeheuren Lebensmittelvorräte an die Bevölkerung zu verteilen sei, daß aber die Riesenvorräte an Spirituosen auf die Straße gegossen werden müßten. Man sollte meinen, daß der erste Tag der wiedererlangten Freiheit wenigstens bei diesen Punkten sofortige, einstimmige Annahme gebracht hätte. Aber weit gefehlt! Die Kommunisten widersetzten sich dem Vorschlag. Vielleicht hofften sie, die Großmut des russischen Siegers gerade durch ein Schnapslager erbetteln zu können. Wie sehr sie sich darin irrten, sollte die Bevölkerung am nächsten Tag erfahren. Denn die Schnapsvernichtung unterblieb, weil die Kommunisten drohten und erklärten, wir sollten uns nur nicht einbilden, daß jetzt die goldenen Tage des Parlamentarismus, des Redens und des Abstimmens wiedergekommen seien. Als wir am späten Nachmittag auseinandergingen, überraschten uns wilde Detonationen in nächster Nähe. Wir hatten vergessen, daß die Front noch bestand. Der Krieg war noch nicht beendet. Vor uns lag

noch eine lettische SS-Division, die in dünner Linie langsam, aber ständig zurückging. In Hirschberg selbst lagen Teile dieser Division, die den Auftrag hatten, alle Brücken, Fabriken und Lager in die Luft zu sprengen. Dem hat sich die Bevölkerung mit Gewalt widersetzt. Leider nur zum Teil mit Erfolg. Die Sprengkommandos waren betrunken, aber sie haben es doch fertig gebracht, den Eisenbahnviadukt über den Bober auf der Strecke nach Görlitz so niederzulegen, daß er bis heute nicht einmal durch eine Notbrücke ersetzt werden konnte. Gesprengt wurde auch der Eisenbahntunnel auf der Strecke nach Breslau, der aber bald wieder geräumt wurde. Gesprengt wurde schließlich die Hauptboberbrücke der Stadt, was zur Folge hatte, daß die Ferngaszuführung unterbrochen war. Plötzlich gegen 19 Uhr fielen die ersten Geschosse in die Stadt. Das Kaliber war sehr klein. Wir konnten im Laufe des Abends und der Nacht wohl einige Dutzend Einschläge zählen. Aber der Schaden war nicht groß. Menschenleben waren nicht zu beklagen. Nur die erste Granate hat leider einen 12 Jahre alten Jungen, einzigen Sohn seines damals noch im Felde stehenden Vaters, beim Spiel im Garten zerrissen. Im Keller wäre ihm genauso wenig passiert wie den anderen. Und doch war es auch im Keller höchst ungemütlich. Zu früh hatten wir gehofft, ohne Kampf den Herrn zu wechseln. Die SS hatte sich am Stadtrand zur Wehr gesetzt und schoß mit Handfeuerwaffen. Das dauerte zwar nur ein paar Stunden, aber immerhin länger als der Krieg selbst, dessen offizielles Ende auf 0.01 Uhr festgesetzt war. Wie berechtigt daher unsere Furcht vor Vergeltung und Plünderung! Aber es geschah nicht allzu viel. Ab 1 Uhr morgens konnte man von den Dächern aus die endlosen, im hellen Licht dahin ziehen-

den Kolonnen sehen, die die Russen auf zwei Landstraßen über das Boberkatzbachgebirge in das Hirschberger Tal hinab führten. Ein Glück, daß die vielen Panzersperren in der Eile nirgends geschlossen worden waren. Um drei Uhr morgens war kein Schuß mehr zu hören. Gegen 9 Uhr früh wagte man sich auf die Straße. Überall russische Soldaten, russische Kolonnen, auffallend viel Fahrräder, die sämtlichst die Bürgersteige benutzten, weil die Russen offenbar nur Asphalt gewöhnt waren! Die Menge umstand eine Litfaßsäule mit den ersten Anschlägen. Zu unserem größten Erstaunen waren diese in polnischer und deutscher Sprache abgefaßt. Der polnische Zloty wurde zur gesetzlichen Währung erhoben. Ein Zloty mußte mit 2 RM gewertet werden. Im Generalgouvernement war der Kurs gerade umgekehrt. Alle Schreibmaschinen mußten registriert werden. Alle Fahrräder, militärische Ausrüstungsgegenstände, Radioapparate, Fotoapparate und Waffen waren sofort abzugeben. In der Folgezeit kam die Ablieferung von Schreibmaschinen, Tüchern, Sportausrüstungen u.a. hinzu. Ganz Berge von Radioapparaten mußten auf einem Hof unter freiem Himmel aufgestapelt werden. Ähnlich häuften sich die Fahrräder. Mit diesen Gegenständen wurde später ein schwunghafter Handel getrieben. Doch sehr gefährlich blieb es für Deutsche, solche Dinge später noch zu besitzen. Jeder Lautsprecher, jeder Uniformknopf, selbstverständlich jede Waffe, aber auch nur die Fotografie eines gefallenen Soldaten lieferte den erwünschten Vorwand, den Besitzer als Faschist, SS-Mann oder sonstigen Verbrecher zu bezeichnen, um damit das Recht zu erwerben, ihn erbarmungslos binnen weniger Minuten von Haus und Hof zu jagen. Daher mußte jeder seine Wohnung und sein Haus völlig umdrehen, um

ja nicht solche Dinge, auch nur unbewußt, zu behalten. Auch verlassene Wohnungen oder zurückgelassenes Gepäck mußten geöffnet und durchsucht werden. Und so mancher hat es schmerzlich bereut, hier nicht oder nicht gründlich genug vorgebeugt zu haben. Es gab ja auch vergrabene Dinge, eingemauerte Gegenstände und Verstecke, von denen niemand mehr wußte. Und es gab vor allen Dingen Denunzianten! Wie oft kam die polnische Miliz direkt auf eine Stelle zu, um zu erklären: „Hier muß gegraben, hier muß eingerissen werden.“ Und sie hatte jedesmal Recht. Welch mancher Förster ist heute noch eingesperrt, weil man in seinem Walde ihm völlig unbekannte Waffen gefunden hatte. Am 9. Mai 1945 war das aber noch nicht soweit. Nur lange Kolonnen bewegten sich auf den Straßen in Richtung Schreiberhau, denn die Russen zogen denselben Weg wie die Flüchtlinge. Vor meinem Büro bemerkte ich einen einzelnen russischen Soldaten, der sich in aller Freundlichkeit mit einem ca. 12 Jahre alten Mädchen in deutscher Sprache unterhielt. Nie habe ich erfahren, daß russische Soldaten Kindern etwas Böses angetan hätten. Ich mischte mich in das Gespräch und erfuhr, daß der Mann auf seinen Kameraden warte, der in dem Hause gerade nach Schnaps suche. Eine nette Eröffnung für mich! Ich erklärte dem Soldaten, in diesem Hause gäbe es keinen Schnaps, aber ich wolle ihm und seinem Kameraden je eine Flasche Wein besorgen, wenn er mir verspräche, dann sofort das Feld zu räumen. Gesagt, getan, und ich war sie beide los. Aber wie sah das Haus aus! Im Erdgeschoß lagen sieben Büroräume. Alle Türen erbrochen, alle Schränke gewaltsam geöffnet, alle Schreibtische durchwühlt. Aber nichts gestohlen. In den Wohnräumen bot sich derselbe Anblick. Nur das sämtli-

cher Inhalt bunt durcheinander gewühlt auf dem Fußboden lag. Und die einzige Flasche "Stonsdorfer" hatten sie doch nicht gefunden. So sind die kindlichen Soldatengemüter alle. Hatte ich doch gegen Schluß der mir aufgezungenen Schanzarbeiten an der Oder sehen müssen, das deutsche Soldaten in deutschen Bauernhäusern ähnlich verfahren können. Während ich diese Feststellung traf, sah ich überall hinter den Häusern russische Soldaten, männliche und weibliche, die auf eigene Faust "requirierten". Bei meinem Nachbarn fanden sie drei Fahrräder. Die beherzte Nachbarin nahm aber ihre Kinder bei der Hand, ging durch die russischen Kolonnen, fand die Räder wieder und brachte sie tatsächlich zurück. So sind russische Soldaten – manchmal. Sie können aber auch anders. Das sollte sich gleich zeigen. Mein Büro war völlig menschenleer, genau wie das ganze Haus. Ich setzte mich bei schönstem Sonnenschein an meinen Schreibtisch und beobachtete die Straße. Ein Soldat erschien und bat höflich um Wasser, also "Woda". "Aha", dachte ich, "da haben sie gestern den Wodka also doch noch auf die Straße gegossen." Selbstverständlich erhielt der Mann sein Glas Wasser. Kurz danach aber betrat ein Unteroffizier mein Zimmer. Ich merkte sofort: Total betrunken! Das mußte unangenehm werden. Anfangs war er nicht gerade unhöflich, aber sehr redselig. Ich hatte in jungen Jahren viel Russisch sprechen gehört und ahnte jetzt ungefähr, was der Mann ausdrücken wollte. Er faßte mich am Kragen, drehte mir den Schlips enger, zog die Pistole und fuchtelte mir damit vor dem Gesicht herum. Dabei erklärte er dem Sinne nach, so hätten es die Deutschen in Rußland gemacht. Was sollte ich tun? Russisch konnte ich nicht. Das hätte mir sofort geholfen. Da fielen mir in meiner

Not fünf russische Worte aus der Oper "Eugen Onegin" ein. Worte, die ich als junger Mann wohl auch mal selbst gebraucht hatte. Und so rief ich: "Ja was lublu, lublu bismirna!" Das heißt ungefähr: Ich liebe dich herzlichlich. Da mußte selbst dieser Krieger lachen und steckte die Pistole ein. Aber er war noch nicht fertig und redete wie ein Buch. Im Eifer seiner Reden zog er auch wieder die Pistole, und da ich diese nicht anfassen durfte, wiederholte ich immer wieder: Ja was lublu. Das zog aber nicht mehr. Im Gegenteil, jetzt wurde der Held böse. Da blieb mir nichts anderes übrig, als ihm einen Aktenständer zwischen die Beine zu feuern und fluchtartig das Lokal zu verlassen. Dabei kamen mir die erbrochenen Türen sehr zustatten.

Weshalb erzähle ich das hier so ausführlich? Weil dieser Unteroffizier einen ungeahnten Einfluß auf die spätere Entwicklung gehabt hat.

Auf der Straße traf ich nämlich eine Unteroffiziersstreife. Sie bestand aus einem kaukasischen Oberleutnant und zwei schwer bewaffneten Milizsoldaten in Zivil. Alle drei trugen die Kommandanturbinde mit den großen roten Buchstaben: K.H. Der eine der beiden jungen Kerle, mein späterer Freund Sascha, sprach deutsch. Ich bat ihn, mir im Büro gegen den Unteroffizier zu helfen. Der Oberleutnant war sofort bereit. Alle drei durchsuchten mit gespannten Pistolen das Haus. Sie fanden auch den umgestürzten Aktenständer und die durchwühlten Räume, aber nicht mehr den Unteroffizier. Deshalb setzten wir uns alle vier an meinen Schreibtisch und ich erzählte von der Plünderung durch die Schnapssucher. Da wurde der Oberleutnant böse und erklärte, kein russischer Soldat dürfe einen

Tropfen Alkohol bekommen. Sonst könnten gefährliche Situationen entstehen. Die Deutschen seien töricht gewesen, nicht allen Schnaps vernichtet zu haben. Aber – es sei heiß und er selbst hätte gern unseren Weinkeller gesehen. Da waren wir ja beim richtigen Thema! So sollte ich wohl vom Regen in die Traufe geraten. Wir zogen also alle vier mit kristallinen Gläsern in den kühlen Keller und ich kredenzte die beste Flasche Rheinwein, die ich besaß. Als ich aber den Herren Ordonnanzen ebenfalls einschenken wollte, wurde das abgelehnt. Dagegen mußte ich mit trinken. Der Oberleutnant ließ mir sagen, der Wein sei nicht das Richtige für eine russische Kehle, aber die Flasche wurde leer – noch im Keller – und ich mußte eine zweite mit nach oben nehmen. Jetzt wurde es gemütlich. Jetzt tranken auch die Soldaten mit. Wir unterhielten uns, so gut es ging. Rußland wollte keine Eroberungen, sagte man mir. Schlesien bleibe deutsch. Es werde deutsche Polizei und deutsche Verwaltung geben. Der Krieg sei nur gegen die Faschisten geführt worden. Die allerdings würden nichts zu lachen haben. Ob ich denn auch Nazi sei. Ich wies nach, daß ich Mischling 2. Grades bin. Worauf man abschnallte. Als sich dann aber auch noch herausstellte, daß der Oberleutnant im Zivilberuf Anwalt und daß ich im 1. Weltkriege Oberleutnant war, da waren wir eben Kollegen. Und nun bekam ich eine Aufgabe.

Die Kommandantur verlangte eine sofortige Registrierung aller Einwohner der Stadt. Dazu hatte der Oberleutnant in allen Straßen der Stadt Vertrauensleute zu ernennen. Das hätte bei 5000 Häusern sehr lange gedauert. Er hätte auch leicht ungeeignete Männer ausgewählt oder gar niemand gefunden, denn die Häuser waren sämtlich wieder verschlossen, nachdem die Bevölkerung betrunkene

Soldaten gesehen hatte. Deshalb erhielt ich den Befehl, in einer Straße mit 100 Häusern diese Vertrauensleute im Auftrage der Kommandantur selbst auszuwählen und zu ernennen. Zu diesem Zwecke erhielt ich einen Ausweis, der mich zum Betreten dieser Häuser berechnigte. Aber der Befehl mußte bis zum Abend ausgeführt sein bei Androhung der sofortigen Erschießung. Inzwischen war die Mittagszeit vorbei. Mutterseelenallein trabte ich los. Es war nicht so einfach, in die Häuser hinein zu gelangen. Niemand zeigte sich am Fenster. Alles saß ängstlich und mäschenstill hinter verschlossenen Türen, denn wo die Türen offen standen, da wimmelte es von Russen, meist kriegsgefangenen Russen, die sich umkleideten. Jeder von ihnen wollte möglichst schnell in die Heimat und zwar in gutem Zivil. Wie sah es da in vielen Wohnungen aus! In jedem Zimmer konnte man bis an die Knie in Spinnstoffen waten. Und in jedem Zimmer ein Dutzend Menschen, die sich gerade umzogen. Dabei kamen auch Gewalttaten vor, die ich natürlich nicht hindern konnte. Ich war froh, daß mir selbst niemand etwas tat. Ich suchte mir die geeigneten Vertrauensleute, gab ihnen Anweisungen für die Registrierung, die Straßensäuberung und für die Suche nach abgabepflichtigen Dingen. Bis ich endlich auf eine Frau stieß, die etwas Russisch sprechen konnte. Diese begleitete mich von da ab als meine Dolmetscherin und Mitarbeiterin, und das wirkte Wunder. So manchem Wüterich haben wir gemeinsam auf die Schulter geklopft, ihm gut zugeredet und ihm erklärt: "Woina kaputt." Der Krieg ist aus! Schade, haben sie meist erwidert, aber sie zogen doch ab. Ich kam ja schließlich von der Kommandantur und wenn auch der einfache Mann nicht lesen konnte, so haben doch alle Offiziere meinen Ausweis respek-

tiert. So konnte ich denn wirklich um 22 Uhr im Büro meinem Oberleutnant melden: Befehl ausgeführt. Wenn ich nun geglaubt hatte, ich konnte jetzt, todmüde wie ich war, nach Hause, so irrt ich mich. Der Herr Oberleutnant war sehr zufrieden. Zunächst gab es noch eine Flasche Wein. Der Oberleutnant quartierte sich für die Nacht im Büro ein und ich erhielt neue Befehle für den folgenden Tag. Und diese Befehle waren über alle maßen wichtig. Ich hatte nämlich am nächsten Tag Vertrauensleute für die ganze Stadt von 28000 Menschen zu bestellen. Immer für 5-10 Häuser einer Straße einen Vertrauensmann. Dann hatte ich mir ein Dutzend Schreibmaschinen zu beschaffen, dazu die nötigen Schreiberinnen und dann sollte am übernächsten Tage das Registrieren anfangen. Ohne Hilfe eine unlösbare Aufgabe! Trotzdem sagt man in solchem Falle: Da, da, also jawohl, sonst wird man erschossen. Nur weigerte ich mich, entgegen dem Kommandanturbefehl nach 22 Uhr, noch dazu allein, auf die Straße zu gehen. Deshalb gab mir der Oberleutnant seine beiden schwer bewaffneten Ordonnanzen mit. Wir drei ganz allein haben bei mir zu Abend gegessen, prächtig geplaudert, seelenruhig geschlafen und uns am nächsten Morgen wieder gemeldet. In der Nacht hatte ich mir folgendes überlegt: Hirschberg hat mehrere tausend Häuser und sehr viele Straßen. Es ist unmöglich, an einem Tage für alle Straßen geeignete Vertrauensleute zu beschaffen. Also nahm ich mir einen Stadtplan und teilte auf diesem mit Bleistift und Lineal 19 verschiedene, örtlich möglichst geschlossene, einwohnermäßig möglichst gleich große Bezirke ab. Dann begab ich mich in jeden einzelnen Bezirk und suchte mir 19 Männer aus, die ich "Bezirksobleute" nannte. Diesen gab ich die genauen Grenzen ihrer Bezirke be-

Dr. Walter Roth
Rechtsanwalt und Notar
Hirschberg i. Bsgb.
Postcheckkto. Breslau 5472
Fernruf 2054.

Hirschberg, den 29.6.45

Dienstausweis.

Als Beauftragter der russischen
Kriegskommandantur in Hirschberg für
die Registrierung der Einwohnerschaft
der Stadt Hirschberg bescheinige

ich hiermit, daß der

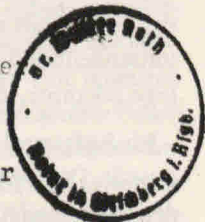
Kaufmann Alfred L u d e w i g
aus Hirschberg, Linkestr. 14

Bezirksobmann des Bezirkes X ist.

Der Beauftragte für die
Registrierung der Einwohner



Rechtsanwalt u. Notar



kannt und verpflichtete sie, ihrerseits die nötige Anzahl von "Vertrauensleuten" zu bestellen. Am Abend dieses Tages konnte ich die Namen der 19 Obleute melden. Am nächsten hatte ich die Namen von ca. 150 Vertrauensleuten. Jeder Obmann und jeder Vertrauensmann hatte mir an Eides statt schriftlich zu versichern, daß er niemals der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen angehört habe. Die Kommandantur war zufrieden. Die 12 Schreibmaschinen waren zur Stelle, ebenso die Schreibkräfte. So konnte die Arbeit beginnen.

Ehe ich darüber weiter berichte, sei die Bemerkung gestattet, daß diese Organisation bis zum 30.6.1946 in derselben Form gehalten hat. Russen wie Polen haben sich dieser Organisation in gleicher Weise bedient und die deutsche Bevölkerung hat sich sehr schnell an sie gewöhnt. Ihr Aufgabenkreis wuchs von Tag zu Tag, ihr Einfluß stieg. Leider fehlte bis zum Schluß jegliche Machtbefugnis und ihr wirklicher Einfluß auf die jeweilige Besatzungsmacht wurde von der deutschen Bevölkerung bei weitem überschätzt. Immerhin gab es in Schlesien keine deutsche Stadt mit ähnlicher Organisation, deren Mängel unbestreitbar waren, deren Vorteile aber meist nur derjenige erkannte, der nicht in Hirschberg wohnte.

Im Anfang allerdings blieb die Organisation im Hintergrunde. Die Obleute hatten die gesamte Bevölkerung nach den verschiedensten Gesichtspunkten zu erfassen, und mein Büro hatte Tag und Nacht mit der Registrierung zu tun. Wir unterschieden: Deutsche, Ausländer, Männer, Frauen, Kinder, Arbeitsfähige, Kranke usw. Im übrigen arbeitete das Rathaus weiter und nahm von der Organisation nur Notiz, wenn es galt, Befehle weiterzuleiten oder

Auskünfte zu erhalten. Es begannen öffentliche Zwangsarbeiten. Da wurden Panzersperren eingerissen, Brücken geschlagen und vor allem versucht, den großen Boberviadukt durch eine Holzkonstruktion zu ersetzen. Bezahlt wurden die Arbeiten anfangs gar nicht, später unregelmäßig und so gering, daß niemand davon leben konnte. Mitglieder der Organisation erhielten weder Ausweise noch Schutzscheine, noch irgendein Entgelt. Die meisten hatten aber noch Vermögen, Vorräte oder Gegenstände, die sie verkaufen konnten. Es gab auch noch deutsche Lebensmittelkarten und es soll zur besonderen Ehre des deutschen Kaufmanns hervorgehoben werden, daß das System der Lebensmittelkarten und der Belieferung nicht eine Minute lang unterbrochen worden ist, bis die Vorräte erschöpft bzw. von den Polen übernommen worden waren. Das war eine Tatsache, die sogar die Russen und Polen in Erstaunen versetzt hat. Es fiel dabei zunächst auch nicht ins Gewicht, daß die Russen täglich ganze Berge von Vorräten jeder Art mit LKWs aus der Stadt herausholten. Dafür war Hirschberg ja die Vorratskammer Deutschlands gewesen. Mit Schmerzen sahen wir allerdings, daß die Russen alsbald die Leitungsdrähte der elektrisch betriebenen Reichsbahn abnahmen. Mit Kummer mußten wir zusehen, wie die Zellwolle- und andere Fabriken demontiert wurden. Auch manches Möbelstück begann schon sehr bald seine Reise nach Rußland und zwar bedauerlicher Weise oft unverpackt auf offenem Waggon. Sämtliche Tresore aller Banken wurden geleert. Alles Flüchtlingsgepäck war abzuliefern. Die Sicherheit auf den Straßen war nicht sehr groß. Von Uhren und guter Kleidung ließ man auf den Straßen besser nichts sehen. Das alles war zu ertragen, denn wir hatten uns die Russen

schlimmer vorgestellt. Die Kommandantur war im größten Hotel der Stadt untergebracht. Dort konnte man nach langem Anstehen die einzelnen Abteilungschefs und auch den Kommandanten, einen Major, selbst sprechen. Dieser sorgte für baldige Eröffnung der Kinos. Er hat oft geholfen, er versprach die Wiederherstellung des Viaduktes bis zum 15.6 1946 (er ist bis heute noch nicht fertig!), er versprach deutsche Verwaltung, deutsche Polizei und deutsche Justiz. *Stalin, so sagte er, wolle keine Gebietsabtretung.* Zum Beweis dafür ließ er auf einem öffentlichen Platz eine *Riesenlandkarte auffahren*, auf der die *neuen Grenzen Deutschlands* eingezeichnet waren, so wie sie nach dem *Jaltaabkommen* gezogen werden sollten. Die Karte zeigte mit *aller Deutlichkeit*, daß *Polen erst hinter der Oder und hinter der Glatzer Neiße begann*. An diese Karte hat die deutsche Bevölkerung mit unerschütterlicher Zuversicht geglaubt. In hoffnungsvoller Dankbarkeit hat sie sich den Russen anvertraut. Mit Standhaftigkeit hat sie vieles ertragen, was eines Siegers nach Schluß des Krieges unwürdig, aber eben nicht immer zu vermeiden war. Erklärlich daher die täglich neuen Gerüchte über angebliche Erfüllung des in Aussicht Gestellten. Begreiflich das tägliche Auf und Ab der Stimmung. Um so verständlicher aber die Empörung, als die Polen die Herrschaft übernahmen, die Evakuierungen begannen und gar die Ausweisung aller Deutschen aus Schlesien befohlen wurde. Zunächst ging aber alles verhältnismäßig gut. Täglicher Befehlsempfang auf der Kommandantur. Täglicher Besuch ihres Verbindungsoffiziers in meinem Büro. Er scherzte mit dem Personal, ermunterte uns zur Erlernung der russischen Sprache, freute sich, wenn wir ein paar Brocken mehr konnten und lobte die Arbeiten. Das alles war aber nur möglich durch einen sehr

intelligenten Dolmetscher, dem wir zu großem Dank verpflichtet sind. Immer häufiger fuhren LKWs vor die Häuser und luden den gesamten Hausrat einer Wohnung auf. Offiziell sollte das nur geschehen bei verlassenen Wohnungen oder bei Wohnungen ausgesprochener SS-Männer und Pgs. Leider kamen dabei oft Irrtümer vor. Deshalb besann sich die Bevölkerung der Obleute und der Vertrauensleute, die täglich zu Hilfe gerufen wurden. Obleute hatten damals noch keine direkten Beziehungen zur Kommandantur. Telefon oder Dolmetscher standen nicht jedem zur Verfügung. Die Kommandantur hatte nicht dauernd die erforderlichen Soldaten zur Hand. Immer mehr bildete sich daher die Gewohnheit heraus, alle Hilferufe an mich gelangen zu lassen. Und tatsächlich habe ich so manches Unrecht verhindern können. Mein Oberleutnant verließ sich völlig auf meine Angaben und schaltete sich in den meisten Fällen auf wirklich tatkräftig ein. Ich hatte den Eindruck, daß er uns gefällig sein wollte. Und doch lag oft der Verdacht nahe, daß mit uns Theater gespielt wurde. Was sollte ich dazu sagen, wenn z.B. ein Räumungskommando unter dem Befehl eines russischen Unteroffiziers, durch meinen Oberleutnant mit vorgehaltener Pistole entsetzlich beschimpft, sofort mit der Räumung aufhörte und mit dem LKW verschwand, aber nur, um nach einer halben Stunde zurückzukehren und die begonnene Aktion in aller Seelenruhe zu beenden? Auch Verhaftungen wurden aufgehoben, sobald ich versichert hatte, daß der verhaftete nicht SS-Mann, sondern nur SA-Mann gewesen war. Eines Tages sollte in einer der schönsten Straßen der Stadt ein Haus ernsthaft in die Luft gesprengt werden, nur weil im Keller angeblich Wehrwolf mit Waffen Widerstand leistete. Ich erklärte den auf Ge-

rüchten beruhenden Sachverhalt an Ort und Stelle auf und die Gemüter beruhigten sich. Unser Oberleutnant war bald so beschäftigt, daß er sich ein Auto zulegen mußte. Merkwürdigerweise fand er nichts Besseres als ausgerechnet einen Leichenkraftwagen, was allerdings den Vorteil bot, daß jeder von weitem erkennen konnte, wo der Kommandanturoffizier steckte. Nicht alle Offiziere entsprachen der korrekten Haltung. Ist mir doch im Vorzimmer des Kommandanten folgendes passiert: Mit uns warteten viele russische Offiziere. Ich habe wie immer wenig Zeit und sehe ab und zu ungeduldig nach der Armbanduhr. Plötzlich bedeutet mir mein Dolmetscher, ich solle, unauffällig meine Ärmel verlängern und nicht mehr nach der Uhr sehen. Hatten sich doch meine Nachbarn ganz offen darüber unterhalten, ob sie mir nicht die Uhr abnehmen könnten. Unser Oberleutnant dagegen besorgte meinem Personal Fahrräder, ab und zu ein Brot, einmal Rosinen aus seiner Heimat und anderes mehr. Er wußte allerdings auch, was er von uns und unserer einzigen russischen Schreibmaschine in der Stadt hatte. Auch der Kommandant selbst begann die Vorzüge der Organisation einzusehen, die Arbeit der Obleute und Vertrauensleute zu schätzen und die Gutwilligkeit der Bevölkerung zu loben. Zu seinem Befehlsbereich gehörte nicht nur die Stadt, sondern auch der ganze Kreis Hirschberg. Deshalb erhielt ich eines Tages den Befehl, auch den Landkreis zu organisieren und in jeder Stadt und in jedem Dorf das einzurichten, was sich in Hirschberg schon bewährt hatte. Die Vorbereitungen waren getroffen, das Auto stand bereit, der Tag der ersten Fahrt war festgesetzt, da geschah etwas völlig Unvorhergesehenes, das diesen Plan nicht zur Ausführung kommen ließ.

Ein heißer Maitag. Auf dem Wege zur Kommandantur werde ich von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr angehalten. Mein Dolmetscher erklärt mir, daß alle Männer im Alter von 15 bis 50 Jahren sich sofort in eine bestimmte Kaserne zu begeben hätten, um sich dort registrieren zu lassen. Merkwürdige Angelegenheit, da ich diese Registrierung eben selbst durchgeführt hatte! Kommandanturausweise helfen nicht. Plötzlich sind wir umringt von Militär, das alle Straßen abriegelt, die Männer aus den Häusern holt und in Richtung auf die Kaserne abdrängt. Ein Offizier gestattet uns aber die Rückkehr zur Kommandantur gegen das Versprechen, spätestens um 15 Uhr zur Registrierung auf dem Kasernenhof zu erscheinen. Mein Dolmetscher kennt die Russen. Er ahnt Schlimmes und bezweifelt, ob wir Hirschberg jemals wiedersehen. Ich lache ihn aus, befrage aber immerhin meinen Oberleutnant. Der lächelt. Er weiß von nichts. Wir sollen arbeiten und uns um nichts kümmern. Das lehne ich ab. Befehl ist Befehl, Versprechen ist Versprechen, und weshalb soll ich anders behandelt werden als andere? Mir fehlten damals fast genau sechs Monate zu 50 Jahren. Auf mein Drängen gab mir der Oberleutnant aber wenigstens schriftlich, daß wir wirklich nur zu Registrierzwecken zu erscheinen hätten. Pünktlich um 15 Uhr waren wir in leichtester Kleidung ohne Mittagessen nur mit Aktentasche bewaffnet auf dem Kasernenhofe. Dort standen seit Stunden 3000 Männer herum in glühender Hitze. Zwei junge Damen an zwei Tischen schrieben die Namen auf. Ich sah Lahme und Kranke, Deutsche, Polen, Italiener, Österreicher, Belgier, Luxemburger, Franzosen, Holländer und Serben. Niemand durfte den Kasernenhof verlassen; auch ich nicht. Ebenso wenig mein Dolmetscher. Ein Feldwe-

bel verwies uns an den Leutnant, dieser an einen Major und der an den Oberst. Der Oberst besah sich unsere Papiere und sagte: abwarten. Um 18 Uhr hieß es: "Antreten in Linie zu 4 Gliedern, die Ausländer getrennt." Im Nu waren wir umringt von russischen Soldaten mit auf-gepflanztem Bajonett. Jetzt wußten wir Bescheid, und wer es immer noch nicht wußte, der verstand wenigstens das Kommando: Links um ohne Tritt Marsch. Es ging nicht etwa in die Stadt, sondern hinaus in die Ferne. Eine endlose Kolonne in einer Riesenstaubwolke, links und rechts alle 10 Meter ein Soldat mit Gewehr. Wer zu fliehen versuchte, sollte erschossen werden. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde der ganze Transport neben der Straße auf eine große Wiese verbracht. Es erschienen mehrere Offiziere mit einem Major, die den Zug anders einteilten. Es hatten sich verschiedene Berufsgruppen zu melden, ehemalige Soldaten wurden besonders erfaßt, Fußkranke konnten sich melden und alle Männer über 50 Jahre wurden zusammengestellt. Plötzlich hieß es: Alles zurücktreten, herhören. Ein einzelner Mann wurde in die Mitte der Wiese gestellt. Der Dolmetscher erklärte uns, dieser Mann sei erst $49 \frac{1}{2}$ Jahre alt. Er habe soeben seinen Paß gefälscht, um über 50 Jahre alt zu erscheinen. Er werde daher am Schluß vor Beginn des Weitermarsches vor unseren Augen zur Warnung für alle anderen erschossen werden. Leider konnte ich nicht feststellen, ob der Mann wirklich seinen Paß gefälscht hatte. Jedenfalls ist er nicht erschossen worden. Für meinen Dolmetscher und mich konnte ich nichts erreichen. Dagegen wurden die Kranken und Alten entlassen. Der Rest marschierte weiter. Mein Dolmetscher biederte sich einem Unteroffizier an. Dieserklärte uns nun endlich darüber auf, daß es über Goldberg

nach Glogau gehe und von dort per Bahn nach Moskau zu Aufräumungsarbeiten. Im Schutze der Dunkelheit schlichen sich die Posten an jeden einzelnen von uns heran und tasteten ihn gründlich ab. Alle Uhren, Zigaretten und Wertsachen verschwanden. Allmählich begannen die Leiden eines solchen Marsches. Nachts war es kühl. Viele waren nur im Sporthemd, alle hatten die schlechtesten Schuhe an. Der Durst quälte. Wir tranken mit der hohlen Hand aus dem Graben. Zu essen gab es gar nichts. Um 10 Uhr früh des zweiten Tages waren wir in Goldberg, wo wir stundenlang auf den Straßen warten mußten. Dann wurden wir auf eine Wiese geführt und dort bewacht. Auf der Wiese lagen Zuckerrüben, die uns trefflich schmeckten. Mein Dolmetscher stand am Zaun in Verhandlungen mit dem Ortskommandanten. Dieser nahm uns beide mit und unterwarf uns einem zweistündigem Verhör. Von mir wollte er z. B. wissen, was im § 58 des Deutschen Strafgesetzbuches stehe. Warum er gerade etwas über Taubstumme wissen wollte, ist mir unklar geblieben. Die Hauptsache blieb ja aber, daß wir endlich die Erlaubnis erhielten, die Wiese endgültig zu verlassen, um in einer Schule den Rückmarschbefehl abzuwarten. Über das Schicksal der anderen äußerte er sich nicht. In der Schule trafen wir zu unserem Erstaunen alle Ausländer, mit Ausnahme der Polen, wieder, die mit uns Hirschberg verlassen hatten. Um 18 Uhr hatten wir die schriftliche Erlaubnis zum Rückmarsch ohne Begleitung. Wir waren 60 Ausländer und 3 Deutsche. Darunter der Chef des Hirschberger Krankenhauses. Die Führung übernahmen die Serben, weil sie Russisch sprachen. Wie anders jetzt die Stimmung! Wie schnell waren alle Leiden vergessen! Wie wenig fühlten wir noch die kranken Füße! Niemand

hatte Hunger oder Durst! Je näher wir aber dem Ziele kamen, desto stärker wurde wieder das Gefühl der Unsicherheit. Sollten wir denselben Weg gehen? Würde man uns nicht noch mal fangen? Sollten wir in der Nacht weiter marschieren? Es wurde beschlossen, einsamere Wege zu wählen und irgendwo zu übernachten. Dafür erschien nach Einbruch der Dunkelheit ein einsames großes Gehöft geeignet. Als uns dort aber gräßliche Hilferufe aus Frauenmund entgegen schollen, suchten wir das Weite, was wir drei Deutsche den Ausländern nicht eigentlich verargen konnten. Im nächsten Dorf stand auf dem Marktplatz ein russischer Posten. Dem befahlen die Serben kurz und bündig die sofortige Beschaffung eines guten Quartiers und die Lieferung von Brot. Und wahrhaftig waren wir in einer halben Stunde sämtlichst in einem verlassenen Wohnhaus untergebracht und jeder im Besitz eines ganzen Brotes. Auch wir Deutschen, wohlgemerkt! Um 6 Uhr früh ging es weiter. Kurz vor der Stadt begegneten uns neue Transporte, mit denen andere Deutsche verschleppt wurden. Man beschloß daher, militärisch stramm durch die Stadt zu ziehen, damit es den Anschein erwecke, als wenn wir irgendwohin geführt würden. So gelangten wir ungefährdet bis in den Hof des Krankenhauses. Auf Befehl des Chefarztes erhielten wir aus der Küche warmes Essen und statteten damit den Ausländern unseren Dank ab. Schließlich bekamen wir auf der Kommandantur einen russischen Stempel in den Paß und waren damit wieder wohnberechtigt in Rubezahls Hauptstadt. Und was war das Schicksal der anderen? Mit wenigen Ausnahmen sind sie alle zurückgekehrt. Einige Kilometer hinter Goldberg wurden sie entlassen. Man erklärte uns später, wir hätten so wenig vom Kriege gespürt, daß uns so

ein kleiner "Hitlerbewegungsmarsch" mal ganz gut getan habe. Auf dem Rückmarsch hatten wir mit Erstaunen polnisches Militär in ziemlicher Zahl feststellen können. Die Soldaten waren bester Stimmung, die Kolonnen sangen und verteilten Rauchwaren und Lebensmittel, sogar an Deutsche.

Auch im Büro waren bei mir schon Polen gewesen. Sie hatten in der höflichsten Form gefragt, ob die Räume über dem Büro zu vergeben seien. Als ich ihnen die verwüsteten Zimmer zeigte, schimpften sie über die russischen "Barbaren". Die nächsten Polen warf unser zufällig anwesender Oberleutnant mit einem einzigen Blick zum Büro hinaus. Er beurteilte die Polen folgendermaßen: Sie seien hinterlistig und falsch. Unter jetzt noch höflichen Formen verbärgen sie Haß und Gemeinheit. Im Kriege hätten sie nichts geleistet. Ohne Unterhosen seien sie gekommen. Alles, was sie besäßen, hätten sie von den Russen. Die polnischen Offiziere seien unerzogen und grüßten oft kaum. Eigentlich müsse jeder polnische Offizier jeden russischen Leutnant zuerst grüßen. Die Stimmung zwischen Russen und Polen war also denkbar schlecht. Man munkelte sogar von Krieg. Das verhinderte aber nicht, daß die Russen sich zurückzogen und daß ihre Besatzung immer schwächer und die polnische immer stärker wurde. Die Polen brauchten immer mehr Wohnraum für Behörden und Privatleute. Immer häufiger kam es vor, daß Deutsche binnen 10 Minuten ohne Gepäck ihre Wohnung verlassen und ihr Hab und Gut aufgeben mußten. Polnische Miliz mit weiß roten Binden beherrschte das Straßenbild. Die anfängliche Höflichkeit war völlig verschwunden. Diverse Typen von Polen wirken häufig nicht sehr vertrauenerweckend. Tag und Nacht wurde geschossen

aus Lust am Knallen und am Ängstigen. Die Geschäfte gingen entschädigungslos in polnische Hände über. Polnische Hotels und Gaststätten wurden in Massen eröffnet. Der Zloty beherrschte den Markt. Die Übergriffe mehrten sich. Ab und zu halfen die Russen noch, aber den Deutschen bekam diese Hilfe schlecht, sobald der Russe wieder gegangen war. Potsdam hatte Schlesien bis zur Görlitzer Neiße den Polen zur Verwaltung überlassen, und zwar vorbehaltlich der endgültigen Entscheidung durch das Friedensdiktat. Folgerichtig nannten sich die polnischen Behörden: "Vorläufige Verwaltungsbehörden". Sie verstanden aber unter einer vorläufigen Verwaltung etwas völlig anderes als die Deutschen. In Plakaten, Anschlägen, Zeitungen und mit geografischen Karten wurde täglich gepredigt: "Dies Land war immer slawisch. Es ist uns von den Deutschen geraubt worden. Jetzt ist es polnisch und wird es ewig bleiben. Nur mit Gewalt bekommt man uns hier wieder raus." Überall im polnischen Reich wurde Propaganda für die polnische Besiedlung Schlesiens gemacht. Wer sich mit gebildeten Polen, z. B. aus den früheren österreichischen Provinzen, unterhielt, konnte erbauliche Dinge hören. Man sagte mir: "Gerade hier im Reiche Rübezahls ist ja noch während des Krieges mit amtlicher Naziunterstützung ein Buch erschienen mit dem Titel: "Vogt Bartold". Darin habt ihr ja selbst für alle Welt auseinandergesetzt, daß dieses Land vor 700 Jahren slawisch war und wie es den Slawen gestohlen wurde. Die Russen haben uns gegen alles Recht einen großen Teil Ostpolens genommen, darunter Galizien mit Lemberg. Dort sind die Polen unter noch viel schlimmeren Umständen exmittiert worden als hier die Deutschen. Diese Millionen müssen wir unterbringen und das kann nur in

den unzerstörten Westgebieten geschehen." Man gab mir aber zu, daß in Warschau Schlesien als der "Wilde Westen" Polens bezeichnet wurde. "Mexikanische Zustände" sei ein treffender Ausdruck für die augenblickliche Verfassung des Landes. Das komme aber daher, daß eine große Anzahl wilden Volkes dem Rufe nach Schlesien gefolgt sei. Bettler, Verbrecher, verwahrloste Jugend, Gefangene, Habenichtse, Hasardeure, Schieber, Konzentrationäre und haßerfüllte Rachsüchtige. Mit der Zeit werde das anders werden. Noch hätten die Russen das Heft in der Hand. Sobald aber die Verwaltung offiziell den Polen übergeben sei, werde Polen Ordnung schaffen. Auch daran haben wir eine Zeitlang geglaubt. Wirklich kam denn auch wenigstens ein Ruf nach Ordnung. Der polnische Oberbürgermeister, ein Handwerker seines Zeichens, forderte mich auf, im Rathaus zu erscheinen. Er verlangte meine unmittelbare Mitarbeit. Er müsse einen juristisch gebildeten Mann im Rathaus haben. Es seien täglich Rechtsfragen zu entscheiden. Ich bekam insbesondere den Auftrag, die gesamte eingehende und ausgehende Korrespondenz juristisch vorzuprüfen. Bei dieser Gelegenheit wurde die Neuerung eingeführt, daß Briefe zweisprachig sein mußten. In dem Umstande, daß zum ersten Male wieder von Recht die Rede war, daß man sogar deutsches Recht anwenden wollte, sah ich einen Lichtblick. Abgesehen davon sah ein Blinder, daß in Kürze die Polen allein zu befehlen haben würden, da die Russen sich immer mehr zurückhielten. Wenn wir unsere Organisation retten wollten, durften wir den richtigen Augenblick zum Umsatteln nicht verpassen. Wir galten als eine Institution der russischen Kommandantur und waren schon deshalb den Polen ein Dorn im Auge. Ich sagte daher meine Mitarbeit zu

und habe auch einen Tag lang Dienst getan. Unser Oberleutnant hatte uns schon recht stiefmütterlich behandelt. Als er aber hörte, daß ich "Pole" geworden sei, tobte er. "Immerhin", meinte er, "leben wir in einem demokratischen Staate. Jeder kann arbeiten, wo er will. Ich kann Sie nicht zwingen; aber entscheiden Sie sich. Auf jeden Fall werde ich den polnischen Bürgermeister einsperren, weil er mich nicht vorher gefragt hat." Ich wies höflich darauf hin, daß ich mir zunächst ja nur ein Bild hätte machen wollen über das, was von mir verlangt wurde. Ich betonte, daß die Russen uns eingesetzt, beschützt und gestützt hätten und daß ich schon aus Dankbarkeit treu zu den Russen halten wolle. Nur bat ich, von einer Bestrafung des polnischen Bürgermeisters abzusehen. So blieben wir also vorläufig noch russisch, und das war gut.

Es kam nämlich die Zeit der sogenannten wilden Austreibungen. Die Polen brauchten Platz auch auf dem Lande. Eine Dorfgemeinschaft nach der anderen mußte binnen 10 Minuten den Marsch nach Westen antreten. Wir sahen unsere Landsleute aus den Dörfern in langen Kolonnen durch die Stadt kommen unter polnischer Milizdeckung, getrieben mit Kolbenstößen und Peitschenhieben. Niedergeschlagene, halb verhungerte Menschen schleppten sich über die Straßen. Sie zogen in Handwagen und schoben in Kinderwagen armselige Gepäckstücke. Man sah Fuhrwerke ohne Pferde, vor denen Kinder gespannt waren und an denen schwangere Frauen schoben. 70jährige quälten sich mit Handwagen ab. Frauen hatten sich Stricke um die Brust gelegt und zogen so ihre Wagen. Geistliche zogen mit ihrer Gemeinde. Fassungslos oder gleichgültig vor sich hin weinend oder auch schimpfend ziehen die Menschen nach Görlitz, der Stadt,

von der sie Rettung erwarten und die sie nicht einmal ernähren, geschweige denn unterbringen kann. Verzweifelt rufen sie: Treibt uns doch auf eine Koppel und knallt uns nieder, aber macht es kurz. Ein Greis zeigt einen Strick: Das ist das Letzte, was sie mir gelassen haben, mit ihm werde ich mich aufhängen. Ungeheuer steigt die Zahl der Selbstmorde. Menschen brechen auf der Straße zusammen. Brot gibt es nicht mehr. Rüben sind die einzige Nahrung. Es gibt keine Milch für Kinder. Immer wieder hören wir folgende Fragen: Müssen wir Ostdeutsche den Krieg allein bezahlen? Haben nur wir den Krieg verloren? Müssen wir allein die Schuld büßen? Sind wir so viel schlechter als die anderen? Das täglich sehen und hören zu müssen, ohne helfen zu können, war kaum zu ertragen. Und wehe dem, der den Ärmsten etwas zustecken wollte! In unserer Not wandten wir uns erneut an die Russen. Und mit Erfolg. So mancher Transport wurde von russischen Offizieren schon in der Stadt aufgelöst. Manche wurden erst hinter der Stadt eingeholt. Welche Freude, wenn die Richtung wechselte, die Posten verschwanden und jeder einzeln heimwärts gehen konnte! Durch die Stadt Hirschberg sind wohl nur wenige Dorfgemeinschaften gezogen, die nicht zurückgeschickt wurden. Aber die Polen hatten das bald heraus und umgingen die Stadt. So sind doch Tausende schon damals endgültig vertrieben worden und in das furchtbare Flüchtlingselend jenseits der Neiße hineingeraten. Wer aber das Heimatdorf wiedersah, fand nichts mehr vor. Die Wohnungen erbrochen, die Scheiben zerschlagen, der Hausrat geplündert, das Vieh abgetrieben, die Vorräte geraubt. So ging es den Gebirgsdörfern, so ging es aber auch den Bauden bis hinauf zu den höchsten Höhen. Nirgends war der Deutsche

mehr sicher und niemand konnte es wagen, seine Erholung wie früher in Rübezahls herrlicher Bergwelt zu suchen.

Und wie lange würde es dauern, bis auch seine Hauptstadt an die Reihe kommen mußte?

Da durchzuckt ein Hoffnungsstrahl die Stadt. "Die Kanadier kommen. Die Engländer werden uns retten. Sie stehen schon an der Neiße." – Und die Kanadier kamen wirklich, sogar mit Hunderten von Lastkraftwagen, ja mit englischen oder amerikanischen Wagen. Nur – diese Kanadier waren Polen! Sie verbrachten lediglich das dringend benötigte Wagenmaterial nach Warschau. Sie nannten sich stolz: "Kadier", weil sie in Holland im Verbands einer kanadischen Division gekämpft hatten.

Anfang Juli 1945 werden die Polen nervös. Am 1. Juli sollte die Militär- und Zivilverwaltung in polnische Hände übergehen. Die Russen zögern. Weshalb? Es erscheint ein polnischer Minister, aber die rote Fahne vor der russischen Kommandantur wird nicht eingeholt. Der russische Kommandant befiehlt dagegen Mitte Juli alle Obleute und Vertrauensleute in das Theater. Auf der Bühne sitzt ein Soldat mit Gewehr auf einem Stuhl. Hinter einem rot gedeckten Tisch sitzen die vier deutschen Stadtväter. Neben ihnen eine Dolmetscherin. Als der Major erscheint, erhebt sich alles. Er dankt mit der Hand, sagt: "Guten Abend" und hält uns auf der Bühne hin und hergehend eine lange russische Rede. Mein Dolmetscher sitzt neben mir und blickt finsterer und finsterer. Auf meine Frage flüstert er nur das Wort: Evakuierung. Und dann übersetzt die Dolmetscherin:

“Der Herr Major hat alles getan, um das Schicksal zu beeinflussen. Er liebt Hirschberg sehr. Er hat geglaubt, Rübezahls Reich vor der Evakuierung schützen zu können. Bis jetzt ist ihm das gelungen. Nun aber liegt höherer Befehl vor, die Polen gewähren zu lassen. Die Evakuierung der ganzen Stadt geht in einer Woche vor sich. Aber der Herr Major wird dafür sorgen, daß sie sich in humanen Formen vollzieht. Der Herr Major wird eigene Begleitmannschaften stellen. Es werden gewisse Ausnahmen gemacht werden. Der Herr Major wird sogenannte Bleibescheine ausstellen, die von Polen respektiert werden müssen. Diese Scheine werden nur 3 Tage lang ausgegeben und nur an Personen, die dringend in Hirschberg benötigt werden. Der Herr Major ist im Zivilberuf Schmied. Er wohnte in Leningrad. Infolge der Beschießung durch die Deutschen hat auch er seine Stadt verlassen müssen und dabei alles verloren. Der Herr Major weiß also, was sein Befehl bedeutet. Obleute und Vertrauensleute haben diesen Befehl weiterzugeben und mit dafür zu sorgen, daß Ruhe und Ordnung erhalten bleiben. Deshalb müssen sie dableiben und dürfen erst mit den letzten Deutschen die Stadt verlassen. Die Verbleibenden müssen allerdings ihre Wohnungen aufgeben und in einem noch zu bestimmenden Teil der Stadt zusammenrücken.”

In den nächsten Tagen stehen Tausende von früh bis spät vor der Kommandantur, um Bleibescheine zu erhalten. Es müssen nummerierte Eintrittskarten ausgegeben werden, so groß ist der Andrang. Unter dem üblichen Murren des Neides und der Mißgunst betrete ich mit meinem Dolmetscher das Haus ohne Eintrittskarte und außer der Rei-

he der seit Stunden Wartenden. Sie wissen nicht, daß ich mit dem Kommandanten darüber verhandle, daß möglichst viele Scheine ausgegeben werden, daß eine größere Anzahl von Offizieren und Dolmetschern damit beauftragt wird, weil die Zeit drängt. Schließlich verlasse ich das Haus mit einer erklecklichen Zahl von unterschriebenen und gestempelten Blankoscheinen, die ich mit Hilfe meines Dolmetschers ausfüllen und verteilen darf. Und dann kam der festgesetzte Tag heran. Plötzlich Befehl zu neuer Versammlung aller Obleute und Vertrauensleute. Dieselbe Zeremonie, und die Dolmetscherin spricht: "Der Herr Major hat befohlen, daß die Evakuierung unterbleibt. Es mußten so viele Bleibescheine ausgegeben werden, daß eine Ausweisung sich nicht mehr lohnt."

Tosender Beifall dröhnt durch den Raum. – Niemand ahnt, daß der Herr Major damit seine letzte Diensthandlung vollzogen hat. Ab Morgen, den 20.7.1945, übernimmt die *polnische Kriegskommandantur* die Gewalt.

Die Polen hatten längst gemerkt, daß wir bis dato gut russisch waren. Das sollte so schnell wie möglich geahndet werden. Noch am 20.7. erschien bei mir eine Gesellschaft von Männern, die sich aber nicht weiter legitimierten. Sie erklärten die russischen Ausweise und Schutzscheine für ungültig, verlangten die sofortige Abgabe aller Schreibmaschinen und Räumung des Büros. Ich war reichlich hilflos ohne polnischen Dolmetscher und ohne wirksame Beziehungen zu einflußreichen Polen. Da, in der höchsten Bedrängnis, erreichte mich die Mitteilung, daß ich mich alsbald zur polnischen Kriegskommandantur zu begeben hätte. Das wirkte auch sofort bei den polnischen Banditen. Auf der Kommandantur sah ich mich einem älteren Major gegenüber, wie ich heute noch glau-

be, einem Offizier im besten Sinne des Wortes. Sämtliche Offiziere der polnischen Armee vom Major aufwärts waren Russen oder sprachen wenigstens fließend Russisch. Der Kriegskommandant beherrschte die deutsche Sprache nicht. Er hatte aber als Dolmetscherin für den Publikumsverkehr eine junge Dame angestellt. Das war die Tochter eines deutschen Vaters und einer polnischen Mutter und die Frau eines deutschen Offiziers. Ein zweiter Dolmetscher aus Oberschlesien versah ähnliche Dienste. Die Beschäftigung dieser beiden Angestellten brachte der deutschen Bevölkerung ungeheure Vorteile, die mindestens darin bestanden, daß ein direkter Verkehr zwischen Publikum und Kriegskommandantur möglich war. Der Kommandant selbst hat sich damit nur geschadet. Er war als Deutschenfreund verschrien, wurde bald versetzt und nicht befördert. Bei einem späteren Besuch nach fast einem Jahr führte der Major mir gegenüber seine noch immer andauernde Zurücksetzung auf die ihm nachgesagte Deutschfreundlichkeit, allerdings auch auf seine politische Einstellung zurück. "Ich bin eben kein Kommunist", erklärte mir der polnische Major.

In vornehmster Weise hat dieser Kriegskommandant uns gegenüber seine Aufgaben gelöst. Unangenehme Befehle bedauerte er. Persönliche Achtung vor dem geschlagenen Gegner war ihm eigen. Loyalität setzte er voraus, bis das Gegenteil etwa offenkundig wurde, und niemals kam ohne Grund ein Tadel über seine Lippen. Seine Unterhaltung begann er mit der Feststellung, daß die Verhältnisse unerquicklich seien und daß er den festen Willen besitze, Ordnung zu schaffen. Dazu brauche er die deutsche Organisation, die er unter seiner persönlichen Führung straffer zusammenzufassen wünsche.

Ich erhielt deshalb folgende Befehle:

1. Alle Deutsche, auch Kinder, haben am linken Arm eine weiße Binde zu tragen.
2. Die deutsche Organisation bildet sich aus:
 - a) dem Ältesten der Obleute
 - b) 19 Bezirksobleuten
 - c) ca. 150 Vertrauensleuten
3. Die Ehrenbeamten der Organisation müssen von weitem erkennbar sein. Sie tragen daher rote Streifen am oberen und unteren Ende ihrer Binde, und zwar
 - a) der Älteste je drei Streifen
 - b) die Obleute je zwei Streifen
 - c) die Vertrauensleute je einen Streifen
4. Die Bevölkerung jeden Bezirks muß ihre Beamten und deren Anschrift kennen.
5. Befehle an die deutsche Bevölkerung, ganz gleich von welcher polnischen Behörde sie ausgehen, gelangen nur an den Ältesten, dem sämtliche Obleute und Vertrauensleute unterstehen.
6. Der Älteste untersteht nur der Kriegskommandantur. Er haftet mit seinem Kopf für pünktliche und gewissenhafte Ausführung der Befehle.
7. Ältester sowie auch Obleute erhalten Ausweise, Wohnungs- und Büroschutz.
8. Das Büro des Ältesten erhält wieder Telefonanschluß.
9. Es werden Kommandanturbefehle für beide Volksteile veröffentlicht mit folgendem Inhalt:
 - a) kein Deutscher darf ohne Zustimmung der Kommandantur Angehörige der polnischen Wehrmacht aufnehmen

- b) Ausgang für Deutsche 6 bis 20 Uhr, für Polen 5 bis 23 Uhr
 - c) Soldaten der Kommandantur tragen weiß rote Binden mit den großen Buchstaben: "K. W." und einer kleinen Nummer
 - d) Straßenraub, auch gegenüber Deutschen, ist verboten
 - e) Aussiedlung von Deutschen darf nur geschehen mit Frist von 2 Stunden, unter Belassung von 20 kg Gepäck je Person und in Gegenwart eines Beamten des polnischen Wohnungsamtes, eines Kommandantursoldaten und des zuständigen Obmanns oder seines Vertreters
10. Um die Gesamtevakuiierung der Stadt zu vermeiden, sollen alle Deutschen in einem bestimmten Raum im Nordwestteil der Stadt untergebracht werden.

Teils also erfreulich, teils unerfreulich. Noch am gleichen Tage versammelte ich sämtliche Obleute in meinem Büro, um die schleunige Bekanntgabe durchzuführen. Das sollte mir allerdings beinahe schlecht bekommen. Kaum eine halbe Stunde nach Beginn der Sitzung drangen 30 Mann polnischer Miliz schwer bewaffnet und zähneknirschend ein und verhafteten sämtliche Obleute, mein Personal und mich. Noch besaßen wir keinerlei Ausweise oder schriftliche Unterlagen. Man beschuldigte uns der unerlaubten Zusammenrottung, suchte nach Waffen, drehte alles um und versuchte, aus jeder Notiz und jedem Aktenstück geheime hoch verräterische Aufzeichnungen herauszulesen. In der Zwischenzeit wurde uns klargemacht, daß wir alle erschossen würden. Erst nach geraumer Zeit verfiel das ganze Theater dem Fluch der Lächerlichkeit, als nämlich ein zufällig des Weges kommender Unteroffi-

СПРАВКА

Выдана

Людвиг Любке

в том, что *Людвиг Любке* работает в Управлении Военной Командатуры р-на Гирсберг и семья его эвакуации не подлежит.

Врид ВОЕННОГО КОМАНДАНТА



Смирнов

Zaswiadczenie!

Niniejszym zaswiadczam, że p.

zatrudniony jest z polecenia

Wojennej Komendantury na powiat Jelenia Góra

i jego rodzina nie podlega ewakuacji.

Komendant Wojenny

Mjr.

Smirnow

Bescheinigung!

Es wird hiermit bescheinigt, daß

Herr

Ludwig Lubke

im Auftrage der russischen Militär-Kommandatur Kreis Hirschberg Rsgb. tätig ist und die Familie nicht evakuiert werden darf.

Der Militär-Kommandant

Major

Smirnow

zier der Kommandantur uns auswies und befreite. Er belehrte uns allerdings darüber, daß jede Versammlung, auch dieser Art, ohne schriftliche Genehmigung verboten sei, und auch dann nur unter Aufsicht eines Kommandanturpostens stattfinden dürfe. Von da ab verzichtete ich auf mündliche Besprechungen und erledigte alles durch Rundschreiben und Boten. Am dringlichsten war aber die Beschaffung eines geeigneten polnischen Dolmetschers. Diesen fand ich in der Person eines Finanzbeamten. Das einfachste Gefühl der Dankbarkeit verpflichtet mich, diesem Mann mehr als zwei Worte zu widmen.

Er hat der deutschen Sache ein Jahr lang treu, redlich und uneigennützig gedient, klug, aber bescheiden, in Wort und Schrift bewandert, taktvoll und verschwiegen. Er blieb fast der einzige Mensch, auf den ich mich restlos verlassen konnte. Selbst nicht im Besitz der allerbesten Gesundheit war er Tag und Nacht zu meiner Verfügung. Als ausgezeichnete Kenner der polnischen Volksseele besaß er ein hervorragendes Einfühlungsvermögen. Bei allen polnischen Behörden geachtet, trug er zur Hebung des Ansehens unserer Organisation bei. Ohne ihn hätten wir nichts von dem erreicht, was im Laufe der Monate erzielt werden konnte. Aus der Provinz Posen gebürtig, war er 30 Jahre lang im Reichsdienst tätig gewesen. Als Mitglied des Stahlhelms war er in die SA übernommen worden. Unsachliche Anfeindungen lagen also sehr nahe und bargen ständig die Gefahr unerwünschter Verwicklungen. Auch diese nahm er mutig auf sich, bis er nach meiner Ausweisung auf Grund seines polnischen Namens sich zur Option für Polen entschloß. Möge die Zukunft ihm alles lohnen. Möge ihm die Rückkehr seines Sohnes aus russischer Gefangenschaft beschieden sein.

Die Kommandantur verlangte sehr bald, immer binnen 24 Stunden, die Ablieferung einer großen Anzahl von Möbelstücken, bald für einen höheren Stab in Liegnitz, bald für eine amerikanische Mission in Warschau oder für Behörden der Stadt.

Die Befehle für die Bevölkerung erschienen tatsächlich auf Plakat-Anschlägen an den Straßenecken. Sie bedeuteten zunächst eine große Beruhigung für die deutsche Bevölkerung. Leider blieb der praktische Erfolg fast restlos aus. Die Zeit von 2 Stunden wurde nie eingehalten. Die Kommandantursoldaten waren oft betrunken und beteiligten sich selbst an den Plünderungen. Die Obleute wurden gar nicht oder zu spät benachrichtigt. Wenn sie erschienen, wurden sie nicht zugelassen. Täglich wurden in allen Straßen Dutzende von Familien binnen 10 Minuten auf die Straße gesetzt. Dabei gab es keine Rücksichten. Alter, Geschlecht, Krankheit bedeuteten nichts. Schutzscheine wurden zerrissen. Das Gepäck wurde nachkontrolliert. Alles Wertvolle daraus entwendet. 20 kg blieben nur in den seltensten Fällen übrig. Wer gerade nicht zu Hause war, bekam gar nichts. Wehe demjenigen, der es wagte, auch nur das Haus noch einmal zu betreten, in dem er gewohnt hatte. Wenn es den jungen Herren von der Miliz nicht schnell genug ging, wurde geschlagen und gestoßen. Und das waren die offiziellen Umsiedlungen, die von der Kommandantur erlaubten, von den Behörden empfohlenen. Was nachts geschah – durch Banden, Diebe und Mörder –, spottet jeder Beschreibung. Nachts durfte ja kein Deutscher auf die Straße, um Hilfe zu holen. Die Kommandantur hat anfangs stets Hilfe zugesagt, oft auch gewährt. Aber was will eine Kommandantur helfen, mit höchstens einem Dutzend Kommandantursoldaten, die

erst kurze Zeit eingezogen, verhetzt und so jung waren, daß sie der Gelegenheit, sich selbst zu bereichern, noch nicht widerstehen konnten? Meist kam es darauf hinaus, daß nachträglich etwas Gepäck geholt werden durfte. In dem ganzen Jahr sind vielleicht 12 Familien in ihre Wohnungen zurückgekommen. Es kam so weit, daß niemand mehr in seiner alten Wohnung blieb. Und das ging nicht etwa nur den SS-Leuten, den Pgs. oder den Reichen so. Im Gegenteil! Natürlich wurden Kellerwohnungen, Dachstuben oder noch schlechtere Behausungen erst später gebraucht. Sie kamen aber alle dran; zunächst im Zentrum der Stadt, dann aber auch in den Außenbezirken mehr ländlicher Art. Die Menschen lagen schließlich zu Dutzenden in einem kleinen Raum, ohne Herd, ohne Betten, ohne Nahrungsmittel. Kinder bis zu 2 Jahren starben fast sämtlich. Kranke wurden im Krankenhaus nicht mehr aufgenommen. Alte sahen den Hungertod täglich vor Augen. Dabei war der polnische Raumbedarf gar nicht sehr groß. Die Deutschen waren immer noch in bedeutender Überzahl, aber in jeder Straße, in jedem größeren Haus entwickelte sich eine Behörde, die sich meist stolz "Ministerium" nannte. Da gab es ein Ministerium für die Holzindustrie, für das Transportwesen, für die Spinnstoffindustrie, für das Spiritusmonopol usw. Die Zahl der Beamten wuchs täglich. Jeder brauchte natürlich eine Wohnung mit mehreren Zimmern und Bad. Das polnische Wohnungsamt fühlte sich nicht etwa dazu berufen, solche Wohnungen zu erfassen, zu ermitteln und ordnungsgemäß zu übergeben. Jeder Pole mußte sich seine Wohnung selbst suchen. Er tat das meist in der Weise, daß er bei einer deutschen Familie höflichst um die Aufnahme bat und dafür Schutz versprach. Nach einigen Tagen sprach

er davon, daß die Deutschen seine Eltern und Geschwister, seine Frau und seine Kinder in der bestialischsten Weise ermordet hätten. Und eines Tages erschien dann einer dieser Verwandten einer nach dem anderen und verlangte Aufnahme in die selbe Wohnung. Wenn dann alle zusammen waren, ging der Mann zum Wohnungsamt, besorgte sich einen Räumungsschein, ging mit diesem zur Miliz, kaufte für die Milizsoldaten eine Flasche Schnaps und dann begann das Aussiedeln in der oben beschriebenen Weise. Das waren aber wenigstens noch ernstliche Reflektanten. Sobald die Polen jedoch gemerkt hatten, wie leicht eine Wohnungsbeschlagnahme durchzusetzen war, entwickelte sich ein schwunghafter Handel mit Wohnraum. Es gab Polen, die bis zu acht Wohnungen ausgeraubt hatten. Nicht nur der gesamte Inhalt, sondern auch die Wohnungen selbst wurden gegen schweres Geld verkauft. Ja, sogar die Beamten des Wohnungsamtes beteiligten sich an solchen Aktionen. Deshalb verliessen anständig denkende Beamte ihre Posten und wurden Kaufleute. Die polnischen Läden schossen wie Pilze aus der Erde. Das gestohlene Gut mußte ja unter die Leute gebracht werden. So mancher Bestohlene sah seine Kleider im nächsten Schaufenster wieder. Doch auch das hatte seine Vorteile. An einem Tage ist eine Stadt mit 20 000 bis 25 000 Einwohnern nicht auszusiedeln. Es gab also monatelang noch viele und bis zum Schluß noch manche, die in besserer Lage waren. Allerdings, ihre Vorräte waren aufgebraucht, Arbeit hatten sie nicht und Verdienst auch nicht. Aber sie konnten leben vom Verkauf ihrer Habseligkeiten auf dem schwarzen Markt, der überall, sogar auf dem richtigen Markt blühte. Wer noch gute Kleidung oder Wertsachen besaß, konnte sogar gut leben. Ja, man war

überhaupt nur klug, wenn man soviel wie möglich verkaufte, ehe man beraubt wurde, und so gut wie möglich lebte, also viel und gut aß. Und das konnte man in Polen.

Eine Großtat muß man den Polen nämlich nachsagen: Sie haben sofort die freie Wirtschaft eingeführt. Jeder konnte kaufen, soviel und was er wollte. Jedes dritte Geschäft war eine Lebensmittelhandlung. Es gab zu jeder Zeit: Butter, Eier, Speck, Brot, Fleisch; aber auch Kakao, Tee, Schokolade, Bohnenkaffee oder Schnaps und Zigaretten. Vieles stammte aus verkauften UMRRA-Paketen. Jeder dritte Pole war ein Händler. Er fuhr mit Geld oder mit Sachen nach Krakau oder noch weiter und kaufte oder tauschte dort Lebensmittel ein, um sie nach Schlesien zu bringen. Zunächst waren die Preise niedrig, aber der Wert des Zloty sank schnell. Gegen Ende unserer Leidenszeit kosteten etwa: Ein 4-Pfund-Brot 55 Zloty, 1 Liter 95% Schnaps 700 Zl., ein Pfund Butter 250 Zl., ein Ei 10 Zl., eine Zigarette 10 Zl., 10 Gramm Kaffee 15 Zl. Nur so kann man den Wert des polnischen Geldes im Inland erkennen. Einen Devisenwert hatte der Zloty überhaupt nicht. Ein Gramm Gold 900 wurde jedenfalls mit 400 Zl., ein 20-Markstück aber schon mit 600 ZL. und ein Brillant von 2 Karat mit 40 000 Zl. bezahlt. Dennoch bot der schwarze Markt schon bald 100 Zl., dann 500 Zl. für einen 100-Mark-Schein. Ein höherer Beamter erhielt monatlich 2000 bis 3000 Zl., ein lächerlicher Bruchteil von dem, was die schiebenden und stehlenden Polen "verdienen". Allerdings wurde den Polen das Leben durch ihre Lebensmittelkarten erleichtert. Diese hatten aber nicht den selben Zweck wie bei uns. Sie dienten nur dem verbilligten Einkauf und waren daher für wohlhabende Leute überflüssig. Und die Deutschen? Auch sie erhielten Lebens-

mittelkarten, aber andere. Und nicht für jeden, sondern nur für Arbeitende. Und nicht im voraus, sondern für April z.B. erst Ende Mai. Und nicht umsonst, sondern erst nach Ausstellung unzähliger Formulare – in polnischer Sprache natürlich – nach stundenlangem Anstehen und nach Erlegung von mindestens 1 Zloty pro Person für jedes Formular. Wer aber kam als Arbeitend in Betracht? Nur Männer und nur solche, die in einem amtlich genehmigten Arbeitsverhältnis beschäftigt waren. Und da gab es nicht allzu viele. Die Polen mußten nämlich für jeden deutschen Angestellten monatlich 300 Zl. in die Staatskasse bezahlen. Das taten sie ungern. Die Deutschen leisteten daher meist Schwarzarbeit, also ohne Anspruch auf Karten. Die Polen zogen den deutschen Arbeiter genauso vor wie die deutschen Ärzte, denn er war ehrlich, fleißig, willig, und vor allem tüchtig in seinem Fach. Dafür wurde er aber schlecht gelohnt. Wer mehr als 300 Zl. im Monat verdiente, war als Deutscher ein Großverdiener. Frauen, Witwen und Kinder bekamen keinerlei Marken. Ebenso wenig kranke Männer. Nun kommt aber erst das Rühmlichste! Während Polen für 100 Zl. bei Einkauf auf Marken ein ganzes Paket nach Hause brachten, bekam der Deutsche sage und schreibe ein Pfund Kochsalz! Ich habe unzählige Male mündlich und schriftlich auf diese Zustände und ihre Folgen aufmerksam gemacht. Ich bekam sogar den Befehl, alle diese Dinge der Kommandantur schriftlich zu unterbreiten. Ich besaß schon nach kurzer Zeit mehrere Aktenbände voll Beschwerden, Bitten, Anträge und Anregungen. Und heute besäße ich gerne das gute Papier. Der Major tat, was er konnte. Aber seine Macht war nicht groß. Das wollte die deutsche Bevölkerung nicht einsehen. Ein Beispiel: Die Kommandantur stellte auf

Befehl der Regierung sogenannte Judenschuttscheine aus an Juden und auch an Deutsche. Danach standen deutsche Juden und Mischlinge 1. Grades persönlich, mit ihrer Familie und ihrem gesamtem Hab und Gut unter Regierungsschutz. Sie durften nicht angetastet werden, ja sie galten nicht als Deutsche und trugen keine Armbinden. Unter den Obleuten befand sich ein Mischling 1. Grades, dessen Vater lange Zeit in deutschen Gefängnissen zugebracht hatte, und der Ehemann einer Jüdin, der im KZ gewesen war. Beide besaßen ihre Schutzscheine als Juden und als Obleute. Aber beide waren Hausbesitzer. Beide haben entschädigungslos ihre Häuser verlassen müssen, wurden bettelarm und legten als Protest ihre Ämter nieder. Das ging nicht nur Juden so. Österreicher, Schweizer, Bulgaren, Serben, Belgier und Luxemburger haben mir dasselbe Leid geklagt. Auch hier war der Major machtlos. Die Häuser der Juden wurden von Ministerien belegt. Es dauerte nicht sehr lange, da wechselte die Person des Kriegskommandanten. Nachfolger war ein Hauptmann. Er schien nicht unsympathisch, zumal er deutsch sprach, sehr bald aber merkten wir, daß es rapide abwärts ging. Der Hauptmann ließ nicht nur alles beim Alten, sondern verstand es, deutlich zu zeigen, daß er kein Deutschenfreund sei. Er verlangte alle Beschwerden schriftlich. Antworten mußten mit 2 Zl. "Manipulationsgebühren" bezahlt werden. Seine Antworten kamen allerdings äußerst selten und waren stets negativ. Er entließ sofort die Dolmetscher der Kommandantur. Bei persönlichen Rücksprachen verlangte er persönliche Vorteile. Ich hatte ihm zu besorgen: Manschettenknöpfe, Socken, Anzugsstoffe, Möbel, Hemden, Füllfederhalter usw. Was ich nicht beschaffen konnte, brachte mir den Vorwurf ein:

„Ich soll ständig etwas für die Deutschen tun! Und was tun die Deutschen für mich? Ich bin für die Polen da. Sagen sie das ihren Leuten!“ Es kam die Zeit, von der ab auch für die Polen der Wohnraum knapp wurde. Das geplante deutsche Ghetto kam deshalb nicht zustande. Es standen zwar hunderte von Wohnungen leer, aber so leer, daß auch kein Pole mehr darin wohnen konnte. Dutzende von Polen hatten nicht Doppelwohnungen, nein 3 bis 4 Wohnungen, aber es war unmöglich, Remedur zu schaffen. Das Wohnungsamt war bestochen. Erschien eine Kontrolle, so zeigten sich in jeder Wohnung 10 bis 15 Polen als angebliche Bewohner. Ein einzelner Jüngling von 18 Jahren besaß eine völlig eingerichtete Wohnung von 8 Zimmern. Aber die deutschen Ärzte mußten ihre Wohnungen aufgeben, ihre Instrumente abliefern und ihre Praxis auf Deutsche beschränken, die ein Honorar meist nicht bezahlen konnten. Die Behandlung von Polen kostete 2000 Zl. Strafe. Die Krankheiten mehrten sich. Typhus stellte sich ein, Fleckfieber, Diphtherie. Es gab Fehlgeburten, Selbstmorde und Todesfälle nahmen erheblich zu. Die 80 Insassen des Armenhauses im Alter von 70 bis 95 Jahren standen vor dem Verhungern. Die Altersheime wurden täglich geplündert, die Schwestern schikaniert, die Insassen ausgesiedelt. Das Rentnerheim mit 80 Zimmern stand monatelang leer. Deutsche Schulen hat es nie gegeben. Die Kinder mußten ja auch betteln gehen. Sämtliche Straßen erhielten polnische Namen. Alle deutschen Aufschriften mußten aus den Straßen verschwinden. Hirschberg war äußerlich eine rein polnische Stadt mit einer deutschen Sklavenbevölkerung. Denn nur Sklaven treibt man mit Gewehren unter wüstem Knallen in den Straßen zusammen und läßt sie ohne Lohn und Essen 8 bis 10 Stun-

den lang täglich die schwersten Arbeiten verrichten. Sie nannten das: "Deutsches System"... Mag sein! Aber das war im Kriege, das war beim Feind, das war der faschistische Staat. Damals konnte sich jeder Pole wehren. Und er hat sich gewehrt, wie mir oft genug mit Stolz erzählt worden ist. Jetzt verlangte man von uns Loyalität, Glauben an einen demokratischen Staat polnischen Musters. Jetzt war der Krieg vorbei, jetzt hätten sie uns zeigen können, wie man es besser macht. Nur eins haben sie uns gezeigt: Nie werden wir glauben, daß die Polen bessere Menschen sind als die Deutschen. Nie werden wir glauben, daß Schlesiens Städte einen Aufschwung unter den Polen erleben können, Nie werden wir begreifen, weshalb wir dies Land verlassen mußten. Seht Euch doch an, was jetzt auf schlesischen Feldern wächst! Klettert mit Leitern über den Unrat auf den Höfen in schlesischen Städten! Fragt doch die paar ehrlichen anständigen Polen, was sie von ihrem eigenen Staate halten! Warum wollen sie denn alle auswandern, obgleich es ihnen doch angeblich hundertmal besser geht als den Deutschen? Und doch wollte der Schlesier nicht auswandern, er wollte aushalten. Er klammerte sich mit seiner Hoffnung an den geringsten Strohalm, an das unsinnigste Gerücht, das ihm Aussicht bot für ein weiters Verbleiben in seiner schlesischen Heimat, obgleich er täglich enttäuscht wurde. Standen wir doch nur unter vorläufiger Verwaltung durch den polnischen Staat.

Das Wort "vorläufig" wurde aber immer mehr abgebaut. Der Krieg war beendet. Es bedurfte einer *Kriegs*kommandantur nicht mehr. Die Militärkommandantur beschränkte sich immer mehr auf rein militärische Angelegenheiten. Sie nutzen uns nur noch aus. Da sah ich den Zeitpunkt gekommen, wo es hieß, Fühlung zu den Zivil-

behörden zu bekommen. Die ersten Bürgermeister waren verhaftet worden. Die neuen hatten einen besseren Ruf. Der zweite Starost war sogar Jurist und Magister. Er bewirkte auf meine Anregung hin die Unterstellung der deutschen Organisation unter das Rathaus. Obleute und Vertrauensleute erhielten Ausweise, Obleute auch Wohnungsschutz und eine Aufwandsentschädigung von 300 Zl. monatlich. Diese Bevorzugung der Obleute erregte oft böses Blut. Wer aber gerecht sein wollte, mußte vor ihm den Hut ziehen. Was waren 300 Zl. für einen Mann mit Familie, der seine gesamte Arbeitskraft unter unvorstellbaren Schwierigkeiten und Gefahren dem öffentlichen Wohl zur Verfügung stellt? Einen Beruf durfte er daneben nicht ausüben. Welcher Obmann wohnte noch allein in seinen Räumen? Wie viele Obleute sind trotz Schutzscheines an die Luft gesetzt worden? Was mußte er für Nervenkraft aufwenden, um all den Jammer, die täglichen Aufregungen und all den Kummer zu ertragen, den er dauernd sah und erlebte? Mit welcher Geduld, welchem Mut und welchem Pflichteifer haben sich die Obmänner immer wieder für ihre Bezirke eingesetzt. Persönliche Mißhandlungen, ja Verhaftungen und Quälereien im Gefängnis haben sie im über sich ergehen lassen müssen, nur weil sie Deutsche waren und Deutsche schützen wollten. Denn kein Pole, auch nicht die polnische Geheime Staatspolizei konnten ihnen jemals einen Bruch des Vertrauens nachweisen, das man in sie setzte. Die deutsche Bevölkerung aber verstand leider sehr lange nicht, was sie ihren Obleuten verdankte. Es soll dabei nicht vergessen werden, daß jeder Obmann auf seine Vertrauensleute angewiesen war und daß daher ein Teil des Lobes ihnen gebührt. Aber die Verantwortung traf immer nur den Ob-

mann und die Drohung mit Erschießung kam, bis zuletzt täglich vor. Mit einer einzigen Ausnahme haben sie sich alle bis zuletzt bewährt. Sie haben den Mut besessen, unpopulär zu sein. Wer konnte *es denn wagen, die Bevölkerung über die Lage, die Schwierigkeiten, die Möglichkeiten, den Sinn von Befehlen, die Widerwärtigkeiten und die Gebässigkeiten polnischer Behörden wirklich aufzuklären?*

Immerhin waren von jetzt ab tägliche Besprechungen sogenannter Befehlsempfänger in meinem Büro erlaubt. Eine Stunde lang versammelten sich dort sämtliche Obleute oder ihre Vertreter, um Meldungen abzugeben, wichtige Dinge zu besprechen und Befehle entgegenzunehmen. Polnische Befehle natürlich! Ein Obmann mußte jedes Haus, ja jeden Bewohner seines Bezirkes kennen. Er mußte über alles Bescheid wissen und Auskunft geben können. Eine Liste jagte die andere, die Statistik feierte Orgien und der Mensch wurde zur Maschine. Ohne Telefon, Fahrrad, Schreibmaschine oder Radio. Denn alle diese Dinge mußte auch die Organisation abgeben. Nur mir verblieben 4 Schreibmaschinen, damit die Polen Geschriebenes besser lesen konnten. Über Radio äußerten sich die Polen ganz offen. Es sei nicht gut, meinten sie, wenn wir Deutschen hörten, was die Engländer sagten. Dafür stellten aber die Russen ihre Lautsprecher an die offenen Fenster und ließen uns deutsche Nachrichten und deutsche Musik hören. Die Zusammenarbeit mit dem Vizestarken entwickelte sich günstig. Er sprach uns bald seine Anerkennung aus. Das könnte so ausgelegt werden, als wenn wir nun wirklich das Vaterland verraten, die Deutschen den Polen ausgeliefert, persönliche Vorteile mit dem Vermögen oder der Arbeitskraft unserer Volksgenossen erkaufte und nur gekatzbuckelt hätten. Aber wir haben ein

reines Gewissen. Mit dem Vizestarosten konnte ich sogar offen reden. Ich konnte Vorschläge machen und Anregungen geben. Wöchentlich mindestens einmal hatte ich Vortrag zu halten und hatte sogar vor dem wartenden Polenpublikum Zutritt. Das machte Schule. In derselben Weise verkehrte ich bald direkt mit dem Sozialamt, dem Wohnungsamt, dem Arbeitsamt, der Miliz, der Kriminalpolizei, dem Liegenschaftsamt, dem Gesundheitsamt, und der Mietsdelegatur. Die Polen führten eine neue Art von Mietzahlung ein. Wir lebten ja nicht nur in einem demokratischen, sondern mehr noch in einem kommunistischen Staate. Daher gab es auch eine erfolgreiche Partei, nämlich die polnische Arbeiterpartei (DPR). In einem solchen Staate gibt es kein Privatvermögen, jedenfalls nicht an lebenswichtigen Dingen. Grundbesitz hatte nur der Staat. Er verlangte Miete von seinen Angehörigen, insbesondere aber von den Deutschen, auch von den Hausbesitzern, selbst wenn sie noch im eigenen Hause wohnten. Die Höhe der Miete richtete sich nicht etwa nach Größe, Lage, Stockwerk, Beigelaß oder Komfort. Jedes saalähnliche Zimmer mit Parkett in einer Villa mit den raffiniertesten Einrichtungen kostete genausoviel wie ein Loch im Keller oder eine Kammer unter dem schadhaften Dach, nämlich 30 Zl. Jeder 2. Raum 40 Zl. Jeder 3. Raum 50 Zl. und jeder weitere 100 Zl. Diese Beträge waren im August rückwirkend ab 1. Mai 1945 zu bezahlen bei Vermeidung der Exmission. Auch die Möbel waren Staatseigentum und kosteten Miete. Daher war auch jeder Verkauf von Möbeln verboten. Gewerbliche Räume unterlagen besonderen Tarifen. Polnische Beamte brauchten nur die Hälfte zu bezahlen. Man stelle sich vor, was das für den verarmten Deutschen bedeutete! Leider haben unsere deutschen

Kommunisten diesen Anschauungsunterricht nicht mehr genossen. Mit Hilfe der polnischen Geheimen Staatspolizei – ihr Leiter hat mir das später selbst gesagt – hatten sie in mehreren LKWs das Schlachtfeld rechtzeitig geräumt. Sie waren klüger als wir, gaben schon früh den Glauben an die deutsche Zukunft in Schlesien auf und begaben sich freiwillig mit viel Gepäck außer Landes, nach Thüringen. Wir dagegen sind stolz darauf, daß wir ausgehalten haben und daher *ausgewiesen* werden mußten. Denn immer wieder hatte ich im Auftrag des Starosten der deutschen Bevölkerung zu predigen: Verlaßt die Heimat, noch ist es Zeit. Noch sind die Grenzen offen. Es wird nicht besser, es wird schlechter für die Deutschen! Der Starost meinte es sicher gut und dennoch haben nur wenige im Jahr 1945 die Heimat verlassen. – Und es wurde wirklich schlechter.

Der Winter kam. Es fehlte an Heizmaterial. Die Todesfälle nahmen wieder rapide zu. Niemand konnte die Beerdigungen bezahlen. Die Geistlichkeit beider Konfessionen tat ihr Möglichstes, um allen Armen und Bedrängten zu helfen. Ein einfaches Loch mußte das Grab, ein Klappsarg die letzte Ruhestätte, ein Karren den Leichenwagen ersetzen. Wir baten um Milchverbilligungsscheine für Säuglinge. Der Liter Milch kostete im freien Handel 25-30Zl. Auf Polenkarten jedoch nur 2-3Zl. Wir baten um die Erlaubnis zu einer Brockensammlung. Das wurde abgelehnt, mit der wenigstens ehrlichen Begründung, daß die gesammelten Dinge nicht sicher genug aufbewahrt werden könnten. Auf mehrmaliges Drängen wurden uns endlich zwei Geldsammlungen erlaubt. Die einen für die Armen im weitesten Sinne, die andere für unsere *Typhusstation*. Obleute und Vertrauensleute haben monatelang täglich gebettelt, gesammelt, Listen geführt und verhältnismäßig

große Summen, aus kleinsten Beträgen zusammengesetzt, an mein Büro abgeführt. Wie froh war man, wenn das Geld ungefährdet im Geldschrank lag. Ist es doch vorgekommen, daß die Beträge gestohlen oder geraubt wurden, ehe sie zur Ablieferung kamen. Ein Vertrauensmann ist sogar verhaftet worden, weil er sich von einem Polen einen – selbstverständlich freiwilligen – Beitrag hatte zahlen lassen. Und doch hatten auch die Polen alle Veranlassung gehabt, unsere Sammlung zu unterstützen. Arme haben Hunger, Hunger bringt Typhus, Typhus steckt an – auch die Polen! Aber wir waren stolz darauf, aus eigener Kraft und Einsicht die Ärmsten im Armenhaus mit Brot, die Mühseligen und Beladenen mit Geld versehen zu können. Die Typhusstation war unser selbst errichtetes Seuchenkrankenhaus. Ein früheres Arbeitsdienstlager war notdürftig dazu ausgestattet worden. Arzt und Schwestern standen zur Verfügung und brauchten seit der Sammlung nicht mehr nur von Rüben und Kartoffelschalen zu leben. Erst viel später konnte erreicht werden, daß die Polen, nachdem wir sie auf die Notwendigkeit hingewiesen hatten, in ihrem eigenen Interesse, die Unterhaltung des Krankenhauses übernahmen und jetzt plötzlich 40 Zl. pro Tag und Patient zur Verfügung stellten. Durchschnittlich hatten wir täglich 40 Patienten zu beköstigen. Das polnische Gesundheitsamt gehörte überhaupt zu den einsichtigsten polnischen Behörden. Allerdings, der Stadtarzt hatte in Deutschland studiert, ein deutscher Arzt und ein deutscher Inspektor standen ihm noch zur Seite. So konnten wir Typhusschutzimpfungen für die gesamte Bevölkerung durchsetzen und zwar zu erschwinglichen Gebühren. So kam es auch, daß wir erfuhren, wie groß die Knappheit an Medikamenten jeder Art war. In den Apotheken hatten

die Polen das meiste aufgekauft, um damit Schleichhandel treiben zu können. Kurz vor Weihnachten erbot ich mich daher, eine Reise nach Deutschland zu machen, um diese Medikamente zu beschaffen. Ich hätte sie auch bekommen, denn ich besaß persönliche Empfehlungen von Gerhart Hauptmann. Trotz Befürwortung des Stadtarztes und des Starosten erhielt ich aber nicht die geeigneten Pässe und so scheiterte diese geplante Hilfsaktion. Mit den mir zugestellten Ausweisen wäre ich zwar hinaus, aber nicht wieder nach Schlesien hereingekommen. Die Grenzen wurden gerade damals hermetisch verschlossen. Wohl hätte ich die Gelegenheit zu einer bequemen Flucht im Auto mit viel Gepäck benutzen können. Wer aber hätte mein Gewissen beruhigt? Mußte ich mich nicht vorläufig für unentbehrlich halten? Hatte sich jemals ein Nachfolger, ja auch nur ein Vertreter für mich gemeldet? Sollte ich die Organisation ihrem Schicksal überlassen?

Die Frage aufwerfen, hieß damals: sie verneinen. Noch gab es Aufgaben zu lösen. War nicht widerlich, daß immer noch, sogar in verstärktem Umfange, täglich Männer und Frauen durch Militär oder Miliz zusammengetrieben oder gar aus den Häusern geholt wurden, um sie zu unbezahlten, oft schweren Gelegenheitsarbeiten zu zwingen? Da gab es schwere Ballen, Zentnersäcke, Kohle zu verladen. Da mußten schwere Möbelstücke bis in den 3. Stock der Häuser geschleppt werden, da waren die Stallungen in den Kasernen auszumisten. Auch Frauen wurden dazu gezwungen. Gerade in den Kasernen waren Frauen sehr beliebt. Entschuldigungsgründe gab es nicht. Kein Deutscher konnte sich vorbeidrücken, denn die weiße Binde verriet ihn. Selbst Obleute mußten mitgehen. Frauen wagten sich nicht mehr auf die Straßen. Männer mußten ih-

ren wirklichen Arbeiten fernbleiben. Es kam vor, daß Personen nach auswärts verschleppt, Frauen vergewaltigt und geschlagen wurden. Das alles wurde bis auf die unvermeidlichen Ausnahmen abgestellt durch die Organisation. Wir gründeten eine deutsche Arbeitseinsatzstelle. Hier hatte jede polnische Behörde oder Firma ihren Bedarf an Arbeitskräften anzumelden. Alle arbeitsfähigen Männer und Frauen wurden durch die Bezirke erfaßt. Der Reihe nach stellten mehrere Bezirke soviel Arbeitskräfte, wie notwendig waren, um den Anforderungen gerecht zu werden. Dadurch wurde erreicht, daß das Fangen aufhörte, daß der größte Teil der Bevölkerung ohne Furcht sich wieder auf der Straße sehen lassen konnte, daß jeder an die Reihe kam und jeder nach einer gewissen Arbeitsleistung 2 bis 3 Wochen Ruhe hatte. Die Arbeitgeber waren jetzt bekannt, ihre Behandlungsmethoden wurden nachprüfbar. Es konnte Rücksicht genommen werden auf die Art und Schwere der Arbeit und vor allem, wir konnten Kranke, Kinder und alte Leute freistellen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß unsere deutschen Sonderbeauftragten für den Arbeitseinsatz sogar Bezahlung in bar oder Naturalien in den meisten Fällen durchsetzen konnten. Aber sie hatten es wirklich schwer. Ohne Entgelt mußten sie täglich auf dem Posten sein. Die deutsche Volksseele kocht nicht so leicht, aber sie wird schnell kalt und undankbar. Kaum hatte die Menschheit ihre Wohltat, als auch die Plage begann. Die Drückeberger mehrten sich in schrecklichem Umfange. Sie gefährdeten schließlich die ganze Einrichtung. Obleute und Vertrauensleute wurden von den Polen schwer bedroht. Die Männer des Einsatzes raufen sich die Haare, wenn morgens nur 100 Arbeitskräfte sich einfanden, statt 500. Die arbeitswillige Be-

völkerung mußte immer häufiger herangezogen werden. Als auch das nicht mehr ausreichte, begann das Fangen von neuem, und zwar verlangten die Polen, daß sich unsere Beamten daran beteiligten. Eine solche Ungerechtigkeit gegenüber dem einsichtsvollen, willigen Teil der deutschen Bevölkerung, eine solche Herabwürdigung meiner Mitarbeiter durfte unmöglich lange andauern.

Schwersten Herzens entschloß ich mich zu einer Maßnahme, die niemand gutheißen kann, der nicht in meiner Haut gesteckt hat. Nach mehrfacher fruchtloser Androhung ließ ich mir ein halbes Dutzend notorischer Drückeberger nennen, meldete sie der Miliz und bat um kurzfristige Verhaftung. Tatsächlich sind ein einziges Mal 6 Deutsche 3 Stunden lang eingesperrt worden. Das half wenigstens für einige Zeit. Natürlich waren nachher gerade diese 6 angeblich unschuldig, und nie ist ein solcher Sturm der Entrüstung durch die Stadt gezogen wie in jenen Tagen. Wenn wir heute noch gehässige Äußerungen über Obleute hören, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Ursache aller üblen Nachrede in diesen Dingen zu suchen ist. Natürlich verabscheute jeder solche Zwangsarbeiten, aber er durfte den Mitmenschen durch Verweigerung dieser Arbeiten nicht schaden. Und sonderbar! In der Nachbarstadt Warmbrunn hat unsere Energie nicht abschreckend gewirkt. Erschien doch eines Tages eine Deputation aus Bad Warmbrunn und bat mich, ihnen sobald wie möglich eine ähnlich Organisation einzurichten. Und wer aus noch größerer Entfernung kam, der bekannte, daß sein Dorf oder seine Stadt dem lieben Gott täglich auf Knien danken würde, wenn sie annähernd ähnliches wie unsere Einrichtungen besäßen. Aber die Propheten haben es schon bei den alten Juden nicht leicht gehabt,

und Goethe kannte die Bürger, wenn er sie sagen läßt:

Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer
Und zahlen mehr als je vorher.

Übersehe man dabei aber nicht den ungeheuren Fortschritt, der darin bestand, daß die Miliz nicht nur einsperrte, sondern wie verabredet wieder freiließ. Diese Miliz ist ein sonderbares Gebilde. Sie besteht aus ganz jungen Leuten, die furchtbar gefährlich aussehen, es auch sind, kaum eine Ausbildung erfahren haben, sich aus Menschen zusammensetzt, die nichts zu tun haben oder tun wollen, und die doch die Staatsgewalt, nämlich die Polizei darstellen. Es gab in Hirschberg Stadtmiliz, Kreismiliz, Kriminalpolizei und das Sicherheitsamt, genannt: U.B. Auf Deutsch: "Gestapo". Auf russisch: G.P.U. Eine war der anderen Teufel, aber alle einig, wenn es gegen Deutsche ging. Ohne Zustimmung der U.B. durfte die Miliz mich nicht verhaften. Dafür hatte mir die Kriminalpolizei einen "Verbindungsmann" zugestellt, einen jungen Deutschen, der mich wohl hauptsächlich bespitzeln sollte, der aber auch viel Gutes tat. Er arbeitete mit an der Anzeige und Aufklärung von Verbrechen und hat Kraft seiner Autorität so manches Unrecht verhüten oder wieder gut machen können. Es gab schließlich auch ein polnisches Gericht, dessen Beamte aber nur in der Strafabteilung wirklich arbeiteten. Die erste Tätigkeit des Präsidenten bestand darin, daß er allen deutschen Notaren die Dienstsiegel und Urkunden abnahm. Einmal ist ein Pole zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden, weil er zwei alte Leute und ein Kind einer deutschen Familie ermordet hatte. Im übrigen befaßte sich das Gericht wohl ausschließlich mit

Strafsachen gegen Deutsche. Verbrechen gegen Deutsche gab es ja in Polen kaum! Da es auch unter Deutschen Streitigkeiten gab, habe ich einen Schlichtungsausschuß ernannt, der mehrfach mit Erfolg tätig war. Dabei darf ich nicht vergessen, daß es auch polnische Anwälte gab. Für mindestens 1000 Zl. übernahmen sie deutsche Verteidigungen. Vor der U.B. hatten sie denselben Respekt wie wir. Ihre Büros gehörten früher deutschen Kollegen. Selbst mir stattete ein polnischer Kollege seinen Besuch mittels Dietrich ab, obgleich er den Schutzschein des Starosten an der Bürotür hängen sah. Auch er drängte eben nach Räumen. Nur die Deutschen durften diesen Wunsch nicht haben. Uns war es nur gestattet, diejenigen Kleinstwohnungen festzustellen, die aus höchstens ein bis zwei einfachen Zimmern bestanden, aber völlig ausgeplündert und daher unbewohnt waren. In diese Räume durfte unser deutsches Wohnungsamt, das inzwischen ebenfalls in meinem Büro untergebracht war, Deutsche einweisen. Sobald diese sich aber wieder einigermaßen eingerichtet hatten, bestand die Gefahr neuer Aussiedlung. Sind doch manche Menschen wie ein gehetztes Wild acht- bis zehnmal auf die Straße gesetzt worden. Da bleibt dann nichts anderes übrig, als in einer noch unbesetzten Schule ein Flüchtlingsheim einzurichten. Und doch waren die Polen immer noch nicht mit Wohnraum gesättigt. Täglich quälten sie uns nach Adressen von leeren Wohnungen. Das polnische Wohnungsamt verkaufte solche Adressen. Deshalb mußten wir unsere Wohnungsnachweise für den Starosten diesem direkt zuleiten. Der Bürgermeister traute seinen eigenen Behörden nicht mehr. Wer konnte deshalb bei uns Vertrauen voraussetzen? Langsam, aber um so fester entstand bei uns allen der Wunsch: Raus und noch-

mals raus! Zurück zur Kultur, zur Menschlichkeit. Zurück zur Ordnung, zum Aufbau, zur Arbeit. Das Überschreiten der Grenze aber war streng verboten, und es war nicht jedermanns Sache, im Winter durch die Neißer zu schwimmen und dabei Kopf und Kragen zu riskieren. Da traten im Februar neue Aufgaben an uns heran.

Es war das Gerücht, daß wir evakuiert würden, nie ganz verstummt, aber auch nie ganz ernst genommen worden. Jetzt erhielt ich den Befehl, binnen einer Woche ein Auf-
fanglager herzurichten. Dafür war ein altes Barackenlager des Arbeitsdienstes ausersehen, das außerhalb der Stadt dicht an der Bahn und in der Nähe einer Gaststätte lag. Das Vordringlichste war die Säuberung. Polnische Zuwanderer aus Galizien hatten dort einen unbeschreiblichen Dreck hinterlassen. Außerdem fehlten Fensterscheiben, Öfen und Betten. Die Wasserleitung war nicht in Ordnung. Die Latrine unbenutzbar. Das Elektrische nicht in Gang und die Kochkessel zerfroren. Nach Ablauf der befohlenen Zeit war geschehen, was von uns ohne Geldmittel billigerweise verlangt werden konnte. Die Evakuierung kam noch nicht in Gang. Dagegen hörten wir aber doch, daß in anderen schlesischen Städten die ersten Transporte tatsächlich abgegangen seien. Ganz Unentwegte behaupteten, das bezöge sich nur auf Breslau und nur auf den nördlich der Oder gelegenen Teil der Stadt. Wir wußten es besser, denn der Starost hatte uns amtlich erklärt, die Evakuierung komme so sicher wie das Amen in der Kirche. Des weiteren hatten wir erfahren, daß die Transporte in Kohlfurt von den Engländern übernommen würden und daß man dort zusteigen könne. Kaum war das in weiteren Kreisen bekannt, als sich auch schon eine blühende Transportindustrie entwickelte. Die Polen besaßen eine

große Anzahl von LKWs. Benzin war in großen Mengen vorhanden. Jeder Chauffeur organisierte daher ein Fuhrunternehmen. Ein Deutscher nahm die Organisation in die Hand, sammelte die Reiselustigen, stellte die Transporte zusammen und kassierte den Fahrpreis. Zunächst ging das alles in voller Öffentlichkeit vor sich. Wir erhielten auch Kunde davon, daß die Autos gut angekommen seien und daß die "Auswanderer" mit ihrem manchmal recht umfangreichen Gepäck nach Passieren einer polnischen Bahnhofszollkontrolle ungefährdet in den Zug gelangt seien. Die Preise waren anfangs erschwinglich. Man verlangte nur 500 Zl. je Person. Zunächst benutzten hauptsächlich Flüchtlinge diese Einrichtungen. Die Hirschberger glaubten immer noch nicht so recht an ihr Schicksal und sie wurden darin bestärkt, weil die Polizei sich eines Tages einmischte und die Fahrten nur noch für Auswärtige erlaubte. Anfang April wurden aber die Vorbereitungen für die Evakuierung der Stadt Hirschberg ernstlich in Angriff genommen. Das Lager wurde eingezäunt und durch Einbeziehung eines benachbarten, alten russischen Kriegsgefangenenlagers erweitert. Die Kessel, die Wasserleitung und das Licht kamen in Ordnung. Eine große Baracke wurde als Zollhaus mit langen Tischen und Untersuchungszellen ausgebaut. Es entstanden eine Sanitätsbaracke, ein Büro, eine Wachstube und ein Raum für den Kommandanten. Von mir wurde die Bereitstellung von Personal verlangt. Und zwar für die Aufsicht, für die Schreibstube und für die Küche. Der allgemeine Plan ging dahin, 50 % aller Einwohner des Kreises und der Stadt in der ersten Phase auszusiedeln. Die nächste Phase sollte erst einige Monate später beginnen. Täglich sollten ca. 1500 Menschen in das Lager kommen. Da

Hirschberg damals noch 18 000 Einwohner hatte, rechnete man mit einer Evakuierungsdauer von 6 Tagen. Ab sofort wurde jeglicher Autoverkehr nach Kohlfurt auf das strengste verboten. Anstatt nun aber die polnischen Fuhrunternehmer unter Kontrolle zu nehmen, begnügte man sich mit Androhung der schärfsten Strafen gegen Deutsche. Der Erfolg bestand darin, daß die Preise sich verdoppelten, die Fahrten heimlich, meist nachts vor sich gingen und die Deutschen als Vermittler ausschieden. Sofort waren Tür und Tor für alle möglichen Betrügereien offen. Das Geld mußte im voraus gezahlt werden. Die Wagen kamen aber meistens gar nicht oder sie fuhren und hatten unterwegs angeblich eine Panne und setzten die Reisenden mit Gepäck irgendwo auf der Landstraße ab. Ja, es ist vorgekommen, daß der Chauffeur die Reisenden einfach vor die Miliz fuhr. In all diesen Fällen war der Fahrpreis verfallen. Selbstverständlich war, daß Obleute und Vertrauensleute ihre Posten nicht verlassen durften. Die polnischen Behörden, insbesondere der inzwischen eingetroffene Aussiedlungskommissar, hatten uns ausdrücklich verpflichtet, bei der Evakuierung Hilfe zu leisten. Wir bekamen also erstmalig einen gewissen Einfluß, ja eine Macht in die Hand. Diese Gelegenheit, uns mit einer uns übertragenen Machtbefugnis für unsere von dem Ausweisungsbefehl betroffenen Landsleute besser einsetzen zu können, durften wir uns nicht entgehen lassen. Ein jeder von uns blieb also auf seinem Posten, obgleich das manchen Kampf mit sich selbst und mit der Familie kostete. Weiß doch ein jeder, daß erst das Verbot hellhörig macht. Die Menschen fürchteten, auf Grund von Nachrichten aus anderen Städten, auch in Hirschberg bei der Normal-evakuierung Gewalttaten, Mißhandlungen und Plünderun-

gen. Es kam hinzu, daß die Polen jetzt in aller Hast dazu übergangen, gewisse Berufe von der Evakuierung auszuschließen. Hausmeister, Spezialarbeiter, Kranke und ihre Familien durften Hirschberg nicht verlassen. Es wurden, mit verschiedener Geltungsdauer, weiße, blaue und rote Scheine ausgegeben, mit denen die Inhaber und ihre Familien verpflichtet wurden, noch bis zu 10 Jahren in Polen auszuhalten. Anfangs hat sich wohl noch mancher über solchen Schein gefreut. Als aber die Stadt dann immer leerer wurde, als man fast nur noch Polnisch auf den Straßen hörte, als Freunde und Verwandte abgereist waren, da kamen sie in Massen und versuchten alle erlaubten und unerlaubten Mittel, um nicht allein zurückbleiben zu müssen. Noch ehe die ersten Züge eingetroffen waren, brachte man mir eines Tages einen 12 Jahre alten Jungen, der auf den Straßen Hirschbergs nach dem Wege gen Bremen gefragt hatte. Der Krieg hatte ihn in einem Jugendlager in der Slowakei überrascht. Zu Fuß war er aus der Gegend aus Preßburg über das noch verschneite Gebirge, offenbar unter dem besonderen Schutz unseres Berggeistes Rübzahl, durch die tschechischen und polnischen Posten nach Hirschberg gelangt. Ich behielt ihn eine Woche lang bei mir. Als er wieder kräftig genug war, versorgte ich ihn mit Kleidung, Nahrung und Geld, brachte ihn heimlich aus der Stadt und vertraute ihn einem mir als ordentlich bekannten Mann an, der den Knaben in seinem LKW nach Kohlfurt mitzunehmen versprach. Tatsächlich ist er in Bremen unversehrt angekommen. Mir aber hat dieses Abenteuer unausstehliche Leiden gebracht. Man hatte mich beobachtet. Ich kam in den Verdacht, selbst das Weite suchen zu wollen. Man zitierte mich zur U. B. Dort wurde ich einem mehrstündigen Verhör unterzogen.

Im Laufe der Vernehmung wurde mir klar, daß es sich weniger darum handelte, mich darüber zu verhören, warum ich nicht ewig in Polen bleiben wollte, sondern darum, daß ich angeblich unkontrolliert aus dem Lande zu kommen suchte. Der junge Beamte erzählte mir, daß er während des Krieges einem deutschfeindlichen Geheimbund angehört habe. Ich hatte also nicht nur einen jungen Mann, sondern einen "alten Kämpfer" mit viel Erfahrung und großer Machtvollkommenheit vor mir. Er behauptete folgendes: In meiner Stellung sei jeder Pole durch Bestechungsgelder längst ein Millionär geworden. So auch ich. Ich müsse ein großes Vermögen besitzen und zwar in Pfunden und Dollars. Diese wolle ich über die Grenze bringen. Ich sei aber auch im Besitz von Dokumenten, deren Veröffentlichung, z. B. in der englischen Zone, dem Lande Polen sehr unangenehm werden könne. Ich stünde mit den Engländern in geheimer Verbindung. Ich sei ein Freund der Nationalpolen, deren Regierung in London sitze. Ja, er verstieg sich zu der Behauptung, ich sei in Wirklichkeit Führer einer faschistischen Widerstandsbewegung oder gar des Wehrwolfes. Ein großer Teil der Obleute sei in der NSDAP und ich selbst auch Nazi gewesen. Ich mißbrauche das Recht, Ausweise auszustellen, um deutsche Offiziere, ja Generäle, verborgen zu halten usw. – Wäre auch nur ein einziger dieser Vorwürfe berechtigt gewesen, ich wäre aus den Kellern der GPU nie wieder an das Tageslicht gekommen. Aber wie soll man Negative beweisen? Ich begann meine Verteidigung mit der Frage, ob man mir nicht wenigstens einen einzigen Obmann namentlich bezeichnen könne, der angeblich Parteimann war. Nach einigem Zögern wurde mir der Name eines Mannes genannt, von dem erwiesen war, daß er

Mischling ersten Grades sei. Nun hatte ich Oberwasser und lachte den Gegner einfach aus. Jetzt wisse ich, was von den übrigen Behauptungen zu halten sei. Angst kannte ich nicht, einschüchtern ließe ich mich nicht. Zum Beweise dafür bat ich um eine Zigarette, die mir auch tatsächlich gewährt wurde. Leider, fuhr ich fort, sei ja bekannt, daß die U.B. mich auch ohne Beweise einsperren könne. Das habe sie ja wohl von der Gestapo gelernt. Der Beamte wurde immer höflicher, meinte, ich sei ein gerissener Anwalt, erklärte dann aber: "Wir brauchen die Unterredung nicht fortzusetzen. Die gegen Sie vorgebrachten Beschuldigungen sind so schwer, so daß Fluchtverdacht besteht. Sie werden also dieses Haus nicht verlassen. Es gibt nur eine Möglichkeit, der Verhaftung zu entgehen. Wenn Sie uns versprechen, mit uns zusammenzuarbeiten, sind Sie sofort frei." – Ich kannte die Methoden der U.B. Obleute, Vertrauensleute, Männer, Frauen, ja Kinder hatten schon in ihren Kellern gesessen. Gerüchte über unvorstellbare Grausamkeiten untergeordneter Organe waren im Umlauf. Daß es Essen nicht ohne Prügel gab, war das Wenigste. Aber die Deutschen mußten sich in jeder Nacht sogar gegenseitig verprügeln. Quälereien aller Art waren an der Tagesordnung. Es sind auch Leichen aus den Kellern geborgen worden, und ehe man überhaupt zu einem Verhör oder gar zu einer gerichtlichen Verhandlung kam, mußte man monatelang warten. Das alles ging mir durch den Kopf. Trotzdem warf ich zunächst noch die Frage auf, was die U.B. unter "Zusammenarbeit" verstehe. Die Antwort war beruhigend. Ich solle Hochverrat verhindern, Verbrechen melden und darauf achten, daß alles das unterbleibe, was man mir jetzt vorwarf. Damit konnte ich mich einverstanden erklären. Ich wurde entlassen. Nur durfte

ich nicht sagen, wo ich gewesen war. Wenige Tage später wurde ein Mann verhaftet, der vor längerer Zeit über die Neiße gegangen und zurückgekehrt war. Ihm hatte ich seinerzeit Briefe mitgegeben, denn die Post arbeitete ja noch nicht für Deutsche. Auch ich wurde erneut verhaftet, verhört und erneut bedroht. Ich wurde diesmal der Ehre teilhaftig, durch den Chef der U.B. persönlich vernommen zu werden. Er erklärte mir, er werde mich nicht einsperren, aber er könne mich so quälen, daß ich auf den Knien gekrochen käme und um Einsperren bäte. Ich solle mir auch gar nicht einbilden, daß man mich hinter der Neiße nicht mehr fassen könne. Er sei Russe. In der Tat hatte er einen rein deutschen Namen und sprach ein völlig akzentloses Deutsch. Ich bin noch öfter verhaftet worden. Man hat mir aber nie ein Haar gekrümmt, nie eine Haussuchung veranstaltet und mich nie länger als bis 20 Uhr festgehalten. Und doch strengen solche Vernehmungen an, und ich war mit den Evakuierungsvorbereitungen mehr als reichlich beschäftigt.

Wie eine Erlösung empfand ich daher den Tag, als man mir endlich Ende Mai 1946 die deutschen Plakate in die Hand drückte, mit denen die Evakuierung und ihre Modalitäten öffentlich angekündigt wurden. Dann gab es unbändig viel zu tun. Bezirksweise mußten die Obleute mit ihren Vertrauensleuten in meinem Büro Listen durchgehen und berichtigen. Bereits Ausgewanderte, Kranke und Reklamierete mit ihren Familien mußten gestrichen, Zugezogene oder Arbeitsentlassene mußten hinzugefügt werden. Ich erhielt gedruckte Formulare, die ich mit je 31, später 35 Adressen auszufüllen hatte. Das war die jeweilige Belegung eines Waggons. Der Name des Waggonführers wurde rot unterstrichen. Zu beachten war, daß

Familien nicht auseinandergerissen werden durften. Tag und Nacht saßen meine unermüdlichen Mitarbeiter an der Ausfüllung der Formulare und Listen. Wir hatten plötzlich unbeschränkte Polizeistunde für Dienstgänge. Der Chef der U.B. erschien persönlich und erkundigte sich nach dem Fortgang der Arbeiten. Er verlangte sofortige telefonische Anzeige aller Übergriffe und versprach mir Vernehmungsruhe. Erschwert wurden die Arbeiten durch das verehrte Publikum. Hunderte von Menschen hatten Anliegen, wollten mit oder nicht mit, hatten Sonderwünsche oder glaubten gar, mit Bestechung mehr erreichen zu können. Die Polen überließen mir praktisch die Entscheidung darüber, wer ins Lager kam und wer nicht. Sie hatten mir Richtlinien gegeben, machten mich aber auch für die strikte Einhaltung derselben verantwortlich, überließen mir aber auch die Verantwortung für notwendige Ausnahmen. Bald kamen die Menschen sogar aus anderen Kreisen zugereist, um in Hirschberg evakuiert zu werden. Flüchtlinge aus Oberschlesien, Volksdeutsche aus Kongreßpolen. Ja selbst reinrassige Polen, besonders auch polnische Juden versprachen mir goldene Berge für eine Fahrkarte. Ich habe mich redlich bemüht, allen gerecht zu werden. Das ging nicht immer ohne Härten ab. Die Bilanz aber zeigte, daß ich nicht 50 %, sondern erheblich mehr Menschen die ersehnte Abreise ermöglicht hatte. Am 1. Juli 1946 waren nur noch 4500 Deutsche in der Stadt Hirschberg. Nur wenige wollten noch freiwillig bleiben. Das konnten sie sehr einfach durch einen formlosen Optionsantrag erreichen. Ein Recht zum Bleiben bis zum Schluß hatten auch die Geistlichen. Die evangl. Konfession war längst ohne einen Raum für Gottesdienste. Die herrliche evangl. Gnadenkirche war kathol. Garnisonskir-

che geworden. Eines Tages stand aber auch der kathol. deutsche Geistliche vor der Tür, weil seine polnischen Amtsbrüder ihn nicht mehr gern sahen. Es bedurfte erst eines energischen Einspruchs von unserer Seite, um die Erlaubnis zum vorläufigen Verbleib zu erwirken. Unsere Waggonlisten gingen jeweils zum Evakuierungskommissar. Dieser übergab sie einer Kommission, die sich aus Beamten, Miliz und deutschen Helfern zusammensetzte. Täglich lagen Aufträge für etwa 1500 Personen, also 50 Waggon, vor. Meist waren die Bezirke rechtzeitig darüber informiert, zu welcher Stunde die Reihe an sie kam. Obleute und Vertrauensleute hielten sich in den Straßen zur Ausübung der ihnen übertragenen Arbeiten und Funktion bereit. Die Kommission übernahm die Wohnungsschlüssel, versiegelte die Räume und schickte die Leute auf die Straße. Und alsbald sah man lange Züge von Menschen jeden Alters sich langsam zum Bahnhof schleppen. Das Wetter war günstig. Fast jede Familie hatte einen Handwagen, einen Karren oder ein anderes Fahrzeug. Die zulässigen Lebensmittelrationen waren sehr klein. Das Höchstgewicht für Gepäck belief sich auf 20 kg pro Person. Zwei Ringe, eine Brosche und 500 RM durfte jeder mitnehmen. Devisen, auch Zloty, und elektrische Geräte mitzunehmen, war streng verboten. Wer noch mehr besaß, kümmerte sich meist wenig um diese Bestimmungen und viele sind damit auch durchgekommen. Die Kommissionen arbeiteten in der Regel korrekt. Es ist vorgekommen, daß sogar polnisches Publikum helfend eingriff. Natürlich blieb es nicht aus, daß die Verkehrten zurückgelassen, die Falschen zum Mitgehen gezwungen wurden. So habe ich z. B. einen Mann mit englischer Staatsangehörigkeit aus dem Lager befreien müssen. Manch ei-

ner fand seine Tür versiegelt, weil er auf Arbeit gewesen war. Im großen und ganzen aber sind die Klagen anzahlmäßig und an Bedeutung in erträglichem Rahmen geblieben.

Das Lager unterstand einem gebildeten, durchaus wohlwollenden Manne, der sich die Aufsicht und die letzten Entscheidungen vorbehielt, sonst aber alles dem deutschen Personal überließ. Dementsprechend war auch das Benehmen der Lagermiliz. Neben dem polnischen Kommandanten stand ein deutscher Lagerleiter. Er beaufsichtigte zusammen mit dem örtlich zuständigen Obmann den gesamten Betrieb. Beim Eingang ins Lager wurden die Listen verglichen. Die Menschen wurden in Baracken untergebracht. Verpflegung hatten sie für vier Tage mit. Aber es gab Kaffee und für das Lagerpersonal Brot und Butter. Das Lagerbüro mußte sämtliche Menschen in neuen Listen erfassen und die mitgeführten Lebensmittel notieren. Die Waggonführer bekamen ihre Waggonnummern und die Liste ihrer Leute. Ein deutscher Arzt und mehrere Schwestern wachten Tag und Nacht, ohne allzu viel beschäftigt zu werden. Immerhin ist auch im Lager ein Deutscher zur Welt gekommen. Die allgemeine Stimmung war gut. Einmal gab eine evakuierte Kapelle unter freiem Himmel ein Konzert, bei dem auch getanzt wurde. Meist blieben die Menschen nicht länger als ein bis zwei Tage im Lager. In der Regel war das Lager nicht überfüllt. Aber es ist vorgekommen, daß 3000 Menschen auf den Abtransport warteten, daß 1500 in strömendem Regen am Geleise auf ihrem Gepäck saßen, weil sie die Zollkontrolle schon hinter sich hatten, aber der täglich verkehrende Güterzug noch nicht eingetroffen war. Auch in der Zollbaracke arbeiteten ein Obmann mit den polnischen

Beamten Hand in Hand. Er führte die Ausgewiesenen waggonweise an die Baracke, instruierte sie nochmals und half, wo es nötig war. Ja, er hat sogar bei der Kontrolle selbst mitwirken dürfen. Die Zollbeamten kannten ihr Fach! Sie waren wohlwollend und nicht kleinlich und bei weitem nicht gewillt, jedes Gepäckstück zu öffnen. Aber sie erkannten ihre Pappenheimer an der Nasenspitze. Doppelte Böden aller Art, Kinderwagen, besonders gebackene Brote, Thermosflaschen mit doppelten Wänden waren für sie alte Schliche. Meist drehte es sich um verstecktes Geld, und es war erstaunlich, welche Beträge an Zlotys und Mark mit der Zeit in die polnischen Zollkassen flossen. Aber die Menschen waren nicht zu belehren. Anstatt ihre Gelder dem deutschen Personal zu überlassen, das damit manchem hätte helfen können, der gar kein Geld besaß, ließen sie es lieber beschlagnahmen und dann die unfehlbar folgende Leibesvisitation über sich ergehen. Der Mangel an Einsicht ging soweit, daß wir Tausende von zerrissenen Geldscheinen in der Latrine fanden. Sogar dem polnischen Kommandanten ging das über die Hutschnur. Deshalb übergab er eines Tages 5000,- RM von beschlagnahmten Geldbeträgen für die Armen der Stadt Hirschberg. Wer die Kontrolle passiert hatte, zog mit Sack und Pack an den meist bereitstehenden Zug. Die Waggonnummer hatte jeder am Hut und so sammelte sich schnell der Transport. In der Mitte des Zuges befand sich jedesmal ein Sanitätswagen für einen Arzt, mehrere Schwestern und deren Angehörige. Der Platz in dem Waggon war äußerst knapp. Am Schluß des Zuges wurde ein Waggon mit Brot beladen. Wer schon im Zuge saß, durfte nicht mehr zurück ins Lager, denn er befand sich nunmehr schon im Zollaushande. Nur die deutschen Beamten durften die-

se Grenze aus dienstlichen Gründen überschreiten. Dabei ist mehr als eine Durchstecherei vorgekommen. Aber die Polen drückten meist beide Augen zu. Sie hatten nämlich selbst bestimmte Taxen für diejenigen, die unerlaubt mitzufahren wünschten. Das war allerdings alles nicht ungefährlich, denn Beamte der U.B. saßen überall. Mancher gut Deutsch sprechende Mann mit weißer Binde entpuppte sich plötzlich als Spitzel. Da ich wohlweislich immer völlig korrekt blieb, haben mir die Polen nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht. Wochenlang war ich jeden Abend im Lager, konnte jeden Raum betreten, durfte die Zollkontrollen miterleben und mich ungehindert am Zuge hin und her bewegen. Ich weiß genau, daß ich nicht eine Minute dabei unbeobachtet blieb. Der Abtransport der Stadt war nach einer Woche beendet. Es folgte der Landkreis mit seiner erheblich größeren Einwohnerzahl. Natürlich mußte unser Lagerpersonal weiterarbeiten, denn es gab einfach keinen Ersatz. Außerdem war eine Nachkämpfung der Stadt vorgesehen. Die Abkömmlichen ließ ich aber doch schon mit Transporten des Landkreises abfahren. Inzwischen hatte sich die U.B. meiner erinnert. Es verging kein Tag, an dem ich mich nicht irgendwo zu melden hatte. Dauernd dieselben Vorwürfe, wie ich sie oben erwähnte, immer wieder die Behauptung, man habe sogar für die verschiedenen Beschuldigungen deutsche Zeugen gegen mich. Das wäre weiter zu ertragen gewesen, wenn der Beamte bei wörtlichen Einschüchterungen verblieben wäre. Daß jedesmal die Pistole zwischen ihm und mir auf dem Tisch lag, war ich längst gewöhnt. Aber er ging zu Erpressungen über. Das geschah meist mitten in der Nacht, weil ich am Tage unabkömmlich war. Als ich schließlich mit Anzeige drohte, meinte der Unverschämte, ihm wer-

de dabei wenig passieren. Drei Tage Kaste, länger könne ihn sein Chef nicht entbehren. Aber dann Gnade mir Gott! Ich sah ein, daß er am längeren Hebel saß, ging nicht zu seinem Chef, vertraute mich aber dem polnischen Lagerkommandanten an. Dieser versprach mir, meine Entlassung zu bewirken. Das müsse aber völlig geheim bleiben. Tatsächlich fragte mich kurz darauf der Bürgermeister, weshalb ich jetzt auch Hirschberg verlassen und nicht noch bis August bleiben wolle. Ich machte ihm klar, daß ich in die englische Zone müsse, während im August die Hirschberger Transporte in der russischen Zone bleiben sollten. Der Starost versprach mir allen Ernstes einen Salonwagen, wenn ich noch bleiben wolle. Ich könne ja optieren. Polen brauche Verwaltungsbeamte. Ich wies höflichst darauf hin, daß ich kein Wort Polnisch spräche und blieb in meinem Entschluß für den letzten Transport aus der Stadt. Bis dahin mußte ich die Quälereien durch die U.B. ertragen.

Nun aber trat ein Ereignis ein, das alle Welt auf das Tiefste erschütterte.

Im Kreise Hirschberg, hoch oben, am Ende eines herrlichen Tales, das in eine uralte Gletschergrube übergeht, unter den Abhängen des "Hohen Rades", liegt das kleine Gebirgsdorf Agnetendorf. Auf seiner höchsten Erhebung inmitten eines dichten Parkes steht der "Wiesenstein". Hier wohnte damals noch der Ehrenbürger der Stadt Hirschberg, der größte Deutsche der Gegenwart, der Dichter des Riesengebirges, der beste Kenner schlesischer Art und Sprache: Gerhart Hauptmann. Ich hatte das Glück, ihn seit 20 Jahren zu kennen. Ich war sein Gast gewesen, in Agnetendorf. Ich kannte den Wiesenstein und seine mächtige Empfangshalle mit den von Prof. Avenarius an die hohe Wand gebannten Gestalten aus den Werken des Dichters. Ich kannte die unermeßlich wertvollen Kunstschatze des Hauses, die Münzsammlung, das Archiv. Als ich vor Weihnachten 1945 die Empfehlungsschreiben von ihm bekam, sah ich Gerhart Hauptmann nicht zum letzten Male. Seine Frau und er hatten mich um häufigeren Besuch gebeten, denn sie fühlten sich nicht nur einsam, sondern auch verlassen. Zwar kümmerten sich die höchsten russischen Militärs aus Berlin und Liegnitz um den Dichter und sein Haus. Aber was kann ein Marschall tun, wenn die Räuber in Agnetendorf sitzen! Allen Zusicherungen zum Trotz haben sich Verbrecher Eingang zu schaffen gewußt und verließen das Haus natürlich nicht ohne Beu-

te. Die Agnetendorfer Miliz hatte den Schutz des Hauses übernommen, und ihr Führer war ein Räuberhauptmann. Nicht zu verwundern, daß sich niemand nach Agnetendorf wagte. Erklärlich, daß das Portal verrammelt war und die Hintertür nur zaghaft geöffnet wurde. Und doch habe ich mehrmals in diesem Jahre den Gang nach Agnetendorf gewagt. Der Dichter war nicht ganz wohl. Die seelischen Depressionen und inneren Erschütterungen als Folgen des miterlebten großen Angriffs auf Dresden schienen noch nicht ganz beseitigt. Aber der große Mann brauchte das Bett nicht zu hüten. Er saß in einem weiten Sessel, die Füße hoch gelegt, mit einer warmen Decke geschützt. Es war kalt in Agnetendorf. Heizmaterial kam nur spärlich hinauf. So sah er mich noch oft an, mit seinen blauen Augen, und ließ sich am liebsten aus vergangenen Tagen erzählen. Dabei griff er gern in die Unterhaltung ein. Der wundervolle Kopf war voller Gedanken und beschäftigte sich immer noch mit neuer geistiger Arbeit. Abends, sagte man mir, ließ er sich gern aus dem "Buch der Leidenschaften" vorlesen. In rührender Weise von seiner rüstigen Gattin gepflegt, versprach er, noch lange zu leben. In ehrfurchtsvoller Scheu saß ich ihm gegenüber, und ich schätzte mich glücklich, den Vorzug zu haben, oft mit dem großen Dichter beisammen sein zu dürfen. Mit großen Empfindungen betrat ich sein Zimmer, mit Wehmut verließ ich den Raum. Was sollte aus ihm, unserem Besten, was sollte aus dem Heiligtum der Deutschen, aus dem Wiesenstein werden? Niemals ist Gerhart Hauptmann ausgewiesen worden. Aber man legte ihm von russischer Seite die Übersiedlung nach Hiddensee nahe. Was sollte er auch allein unter Polen? Seine Schätze hätte er mit sich führen dürfen, die nötigen Waggons und Salonwagen

waren ihm zugesichert. – Aber sie kamen nicht. So habe ich denn das Haus noch mehrmals betreten, als es bereits ungemütlich geworden war und Kisten und Koffer die Räume beengten. Frau Hauptmann gestattete mir, Verhandlungen mit den polnischen Behörden darüber zu führen, wer sich nach der Abreise um den Wiesenstein kümmern werde. Die Russen hatten zugesagt, daß Gerhart Hauptmann jederzeit nach Agnetendorf zurückkehren dürfe. Es gelang mir, einen Mann zu interessieren, dessen Aufgabe es u. a. war, die Kunstschatze in Schlesien sicher zu stellen. Er begab sich nach Breslau und Warschau, um nähere Weisungen einzuholen. Mit ihm war ich dann am 6. Juni 1946 gegen Mittag zu neuen Besprechungen in Agnetendorf. Zu unserer größten Bestürzung hörten wir, daß Gerhart Hauptmann seit einigen Tagen bedenklich krank sei. Eine Erkältung hatte hohes Fieber hervorgerufen. Das Herz wollte aussetzen. Eisgekühlte Medikamente aus dem Warmbrunner Krankenhaus erzielten keine nachhaltige Wirkung. In schwer bedrückter Stimmung verließen wir das Haus. Um 16 Uhr bekam ich die telefonische Nachricht, daß Deutschland und die Welt um 15.10 Uhr desselben Tages einen unersetzlichen Verlust erlitten hatten. Gerhart Hauptmann war nicht mehr. Seinem Wunsche gemäß sollte er bei Sonnenaufgang im Parke des Wiesenstein vorläufig beigesetzt und später nach Hiddensee übergeführt werden. Meine Aufgabe war es, alle russischen und polnischen Behörden sofort telegrafisch und telefonisch von dem Ableben Gerhart Hauptmanns in Kenntnis zu setzen. Und dann sah ich ihn, den großen Deutschen, noch einmal allein. Auf einem Bett ruhte die friedliche Gestalt des Mannes, der lebend sein Schlesien nicht verlassen wollte, eingehüllt in die Kutte der Franzis-

kaner. Fühlte er sich doch im Geiste verwandt mit dem Gründer dieses Ordens, dem Freunde der Natur, dem glühenden Verehrer der Sonne und des Lichtes. Wie oft hatte Hauptmann an den Gestaden des Mittelmeeres, dem Freunde verbunden, in dieser Kleidung den unvergleichlich herrlichen Sonnenaufgang erschaut. Nach seinem Willen sollten die ersten Strahlen des Tagesgestirns ihn auf seinem letzten Wege begleiten. Aber die Polen hatten es anders beschlossen. Noch war der Große nicht erkaltet, da gaben die kleinen Hasser unter seinen Fenstern schon eine Katzenmusik mit den widerlichsten Instrumenten. Man ließ offen verbreiten, das Grab werde nicht zur Ruhe kommen. Und wirklich waren in Warmbrunn erst kürzlich Grüfte erbrochen worden. Die Leichenfeier mußte daher um 12 Uhr mittags stattfinden. Die schlesische Erde hat ihren großen Sohn nicht aufnehmen dürfen. Am offenen Sarge im Arbeitszimmer sprach ein Freund zu seinem Gedächtnis. Ein Vertreter des polnischen Landrats hielt eine Rede in polnischer Sprache, während ein russischer Oberst als Gesandter seines Marschalls sehr würdige deutsche Worte für den Toten fand. Der Vortrag von zwei Gedichten des Verstorbenen durch seinen Pfleger und major domus des Hauses beendete die eindrucksvolle Feier. Mit einem stummen Händedruck versicherte ich der Witwe die Teilnahme der Stadt Hirschberg. Wann aber würde Polen seine Grenzen für die Heimfahrt des großen Toten öffnen? Niemand wußte das zu sagen. Deshalb war es notwendig, das Testament in Sicherheit zu bringen. Es lag beim Amtsgericht in Hirschberg. Dort hatten zunächst die Russen alles durchwühlt. Die Polen hatten keine Ahnung, wo sich noch deutsche Testamente finden könnten. Durch einen Zufall glückte es mir, das Testament nach

langem Suchen zu ermitteln. Es war noch unversehrt. Nur mit größter Mühe unter Darlegung juristischer Erwägungen habe ich es erreicht, daß man mir das Original überließ. Für Deutschland eine Kostbarkeit, für Polen ein Nichts!

Jetzt war es aber wirklich an der Zeit, mit meinem Schatz zu verschwinden. Ich bestellte das Haus, verabschiedete mich von den Starosten und ließ mir den Ausweisungsbefehl am 24.6.1946 zustellen. Am 25.6. erschien ich im Lager. Die U.B. war zur Stelle. Mein Peiniger erklärte mir, ich dürfe nicht abreisen. Mindestens müsse ich und mein Gepäck in den Diensträumen der U.B. besonders gründlich vorher untersucht werden. Ich stellte mich völlig teilnahmslos und forderte den Beamten auf, seine Pflicht zu tun. Ich erinnerte aber daran, daß ich im Besitz des Testaments Gerhart Hauptmanns und beauftragt sei, dieses schleunigst in Deutschland abzuliefern. Da scheute der Jüngling die Verantwortung, rief seine Behörde an und entließ mich in die Zollbaracke. Hier wurde ich genauso kontrolliert wie andere. Die Zollbeamten hatten keinerlei Beanstandungen zu machen. Kaum aber hatte ich mein Gepäck wieder zusammen, als drei Spezialbeamte der U.B. mich in die Zelle schickten. Dort wurde ich bis auf das Hemd ausgezogen. Die Nähte meiner Kleidung wurde aufgetrennt, meine Schuhsohlen wurden gelöst, ja ich mußte mir die infamsten körperlichen Eingriffe gefallen lassen – natürlich ohne jeden Erfolg für die, die bei mir etwas zu finden hofften. Dann aber kam mein Gepäck an die Reihe. Jedes Stück wurde aufgerissen, Kissen zerschnitten, Futter aufgetrennt und andere Dinge unbrauchbar gemacht. Dabei verschwand natürlich eine große Anzahl der besten und unentbehrlichsten Gegenstände. Erst nach

mehreren Stunden wurde ich zum Waggon entlassen. Ich hatte das alles vorausgesehen und war daher nicht sehr erschüttert. Sehr leid tat es mir nur, daß meine treue Sekretärin nur meinetwegen derselben unwürdigen Behandlung unterzogen wurde.

Aber wir hatten es geschafft!

Was bedeutete demgegenüber die Tatsache, daß wir vor der englischen Zonengrenze auch noch von russischen Soldaten geplündert wurden?

Der polnische Lagerkommandant hatte sein Wort gehalten. Er hat mich sogar in den Sanitätswagen gewiesen, wo ich Platz genug fand, um mich bequem auszustrecken.

Vorher aber ließ ich durch Künstlerhand mit Kreide die Gestalt Rübezahls an die Waggonwand malen.

Er sollte uns begleiten. Wir wollen ihn nicht vergessen, denn er bekommt keine Ruhe, bis daß der Tag erscheint, an dem er seine Berge wiedersieht.

Daten aus dem Leben von Dr. Walter Roth

- 8.11.1895 geboren in Potsdam als Sohn des General-
arztes Dr. August Wilhelm Roth und seiner
Ehefrau Laura, geborene Constein.
- 1898 Umzug nach Hamburg, dort erster
Schulbesuch
- 1902 Umzug nach Spandau, dort Übergang ins
Gymnasium
- 1907 Umzug nach Straßburg/Elsaß
- 1912 Umzug nach Berlin
- 10.8.1914 bis
23.12.1918 im Felde
- 1919 Student in Berlin, danach in Mahrburg/Lahn
- 1922 Referendar-Examen in Kassel, danach
Gerichtsreferendar
- 1925 (Juni) Assessor-Examen in Berlin
- 1.7.1925 Gerichtsassessor in Guben/Niederlausitz
- 1926 (März) Rechtsanwalt in Hirschberg/Riesengebirge
- 15.5.1926 Eheschließung mit Gertrud Ablaß
- 1928 (März) Notar in Hirschberg
- 13.7.1934 Sohn Dietrich geboren
- 3.8.1944 bis
3.2.1945 beim „Unternehmen Bartold“ in Beuthen a.O.
- 25.6.1946 Ausweisung aus Hirschberg
- 1.7.1946 Unterkunft in Dransfeld bei Göttingen
- 7.1.1947 Rechtsanwalt in Hamburg
- 1947 Ehescheidung; zweite Ehe mit Lydia Opitz
- 15.1.1948 Sohn Herbert-Ernst geboren
- 6.7.1972 verstorben in Hamburg



Dieses Foto zeigt Dr. Walter Roth im November 1944.

Nachwort

Mit der ständigen Bedrohung seines eigenen Lebens hat in der Zeit von 1945 bis 1946 Dr. Walter Roth, Rechtsanwalt und Notar in Hirschberg, als Obmann für die deutsche Bevölkerung gewirkt. Der Hitler getreue Verwaltungstab war Ende des Krieges rechtzeitig gen Schreiberhau in Richtung Grenze geflüchtet, ebenso viele Evakuierte, die in Hirschberg Zuflucht gesucht hatten, und die, die vor der Front auf der Flucht waren. Hirschberg war voll Menschen - das Riesengebirge galt als Oase!

Mit unübertroffener Intensität schildert Roth die Ereignisse in der schlimmsten Zeit bis zur Vertreibung. Er zeichnet als Verantwortlicher für den Aufbau einer Organisation, die ihresgleichen sucht, muß vor den russischen, dann vor den polnischen Kommandanturen sich ständig rechtfertigen und Rechenschaft ablegen und versucht, der geschundenen und hungernden deutschen Bevölkerung gerecht zu werden und hilfreich zu sein.

Bei einer unglaublichen Gratwanderung erbringen Männer und Frauen um Roth eine Leistung, die nur in der äußersten Not erwachsen kann. Es ist Mut und Verzweiflung, wenn angesichts der auf sie gerichteten Waffe als Vermittler um Erleichterung für die Hirschberger gerungen und gekämpft wird. Bei all der eigenen Drangsal, sich einen klaren Kopf für das Machbare zu bewahren - und ständig seinen Kopf zu riskieren -, übersteigt aus der heutigen Sicht das Vorstellungsvermögen des Lesers.

Dr. Walter Roth schrieb schon bald all das Elend nieder, schildert die letzten Tage von Gerhart Hauptmann, dessen Vertrauter und Notar er war, und wie es ihm gelang, Hauptmanns Testament aufzufinden und in Sicherheit zu bringen.

Welch ein Buch – es geht alle an! – die, die im Kreis Hirschberg das Grauen in dieser Zeit erlebt haben, und die, die erfahren sollten, was geschah. Es ist kein Buch der wehmütigen Erinnerung, es sind Fakten der damaligen Zeit, die 1949 erstmals veröffentlicht wurden.

Ruth Monicke
Dr.-Heinrich-Jasper.Straße 7
37445 Walkenried



Welch ein Buch - es geht alle
an! - die, die im Kreis
Hirschberg das Grauen in
dieser Zeit erlebt haben, und
jene, die erfahren sollten,
was geschah. Es ist kein
Buch der wehmütigen
Erinnerungen; es sind
Fakten der damaligen Zeit.